

Lionel Messi, Adonis, Christoph Mörgele, Honoré de Balzac

Nummer 50 – 12. Dezember 2013 – 81. Jahrgang – Fr. 6,50 (inkl. MwSt.) – Euro 4,90

DIE WELTWOCHEN

80 JAHRE QUALITÄT



Hat die Schweiz die Apartheid verlängert?

Nelson Mandela, der Kalte Krieg und der neutrale Kleinstaat. *Von Werner Vogt*

Bundesfinanzen im Elend

Die Schweiz gibt ungesund viel Geld aus.
Von Christian Mundt

Wenn Frauen sich verlieben

Ist das biologisch möglich? Notizen zum misstrauischen Geschlecht.
Von Zoë Jenny



5 0

*Ihre Portfolio-Qualität
systematisch
im Auge behalten.
UBS Advice.*



Jetzt anlegen zum Pauschalpreis
inklusive Depotgebühren,
Transaktionskosten und Kreditkarte

Anlagen sind unser Handwerk seit 1862.

Mit UBS Advice bieten wir Kunden, die Anlageentscheidungen selbst treffen wollen, eine individuelle Beratung zum Pauschalpreis. Zudem garantieren wir Ihnen eine wöchentliche Portfolioüberwachung nach fünf spezifischen Qualitätskriterien und einen jährlichen UBS Portfolio Health Check. Erfahren Sie mehr unter Telefon 0800 868 402 oder www.ubs.com/ubs-advice



Wir werden nicht ruhen



Intern

Schon vor Jahren hat Werner Vogt für die *Weltwoche* über Südafrika berichtet. Der ehemalige Redaktor und Korrespondent der *Neuen Zürcher Zeitung* kennt das Land aus eigener Anschauung und hat auch den eben verstorbenen Freiheitshelden Nelson Mandela persönlich erlebt. In seiner grossen Titel-



Held Südafrikas: Nelson Madela (1918–2013).

geschichte erzählt Vogt nicht nur von seinen Erlebnissen, er würdigt auch die Lebensleistung Mandelas, und vor allem beschäftigt unseren Autor die Rolle der Schweiz beim Ende der Apartheid. Hat sich der neutrale Kleinstaat schuldig gemacht? Seite 26 bis 31

Geld verteilen ist einfacher als Geld sparen. Für den Bund und seine Verwaltung trifft dies in besonderem Masse zu. Jede Ausgabe lässt sich rechtfertigen, nie ist es das eigene Geld, das gesprochen wird. Selbst bürgerliche Finanzpolitiker können schwach werden, wenn ihnen die Verwaltung in den Sitzungen erklärt, wieso es diesen und jenen Ausgabenposten trotz Sparauftrag doch braucht. Es ist eine der Kernkompetenzen der Verwaltung: sich neue Aufgaben und Beschäftigungen suchen, vom Parlament absegnet und vom Bürger bezahlt. In Verbindung mit Parlamentariern, denen Sonderinteressen wichtiger sind als eine schlanke Finanzpolitik, führt dies zu einem unkontrollierten Wachstum des Bundesbudgets, wie Christian Mundt und Markus Schär aufzeigen. Seite 32, 34

Unser geschätzter Kollege Claas Relotius ist mit dem Deutschen Reporterpreis ausgezeichnet

worden. Preisgekrönt wurde er für seine Reportage «Der Mörder als Pfleger», die in der Schweizer Zeitschrift *Reportagen* erschienen ist. Darin beschreibt Relotius minutiös, wie in einem amerikanischen Gefängnis mit demennten Inhaftierten umgegangen wird. Wir freuen uns sehr mit dem Kollegen über die Auszeichnung und gratulieren herzlich.

Für die *Weltwoche* hat Relotius schon eine Reihe prominenter Figuren aus Politik und Kultur getroffen. Unter anderem führte er Gespräche mit Quentin Tarantino, Leon de Winter, Aki Kaurismäki, T. C. Boyle, Bud Spencer und Christo Brand, dem Gefängnis-aufseher Nelson Mandelas. In der aktuellen Ausgabe lesen Sie sein Interview mit Adonis, dem bedeutendsten zeitgenössischen Dichter der arabischen Welt. Seite 58

Folgende Leserinnen und Leser haben bei der Verlosung von Tickets für eine Aufführung von «Schwanensee» gewonnen: Elisabeth Aebischer, Zürich; Christian Ferber, Wilen b. Wollerau; Herbert Häfeli, Boniswil am Hallwilersee; Hans Kübler, Schaffhausen; Paul Röstli, Murten. Wir gratulieren der Gewinnerin und den Gewinnern herzlich.

Weihnachtsausgabe: Interview-Sonderheft
Doppelnummer 5124 – 10. Dezember 2013 bis 1. Januar 2014
16. Jahrgang
80 JAHRE QUALITÄT

Wir sind 2013
Malala Yousafzai, Kurt Kardinal Koch, Yves Rossier, Miley Cyrus, Ueli Steck, Roger Daltrey, Lara Stoll, Hansueli Loosli, Boris Collardi, Monika Bütler, Stanislas Wawrinka, Miss Universe Gabriela Isler, Amr Badr, Urs Widmer, Anton Mosimann, Peter Scholl-Latour über alles; u.v.a.

Rückblick: Weihnachtsausgabe.

Die Ausgabe von kommender Woche ist die traditionelle Weihnachts-Doppelnummer. In Interviews mit unterschiedlichsten Persönlichkeiten wie Malala Yousafzai, Kurt Kardinal Koch, Yves Rossier, Miley Cyrus, Ueli Steck, Roger Daltrey, Lara Stoll, Hansueli Loosli, Boris Collardi, Monika Bütler, Stanislas Wawrinka, Miss Universe Gabriela Isler, Amr Badr, Urs Widmer, Anton Mosimann, Peter Scholl-Latour und vielen mehr blicken wir auf das vergangene Jahr zurück.
Ihre Weltwoche

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

E-Mail: redaktion@weltwoche.ch

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 235.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Stv. Chefredaktor: Philipp Gut (Leitung Inland)

Produktionschef: David Schnapp, Lukas Egli

Redaktioneller Berater: Urs Paul Engeler

Redaktion:

Rico Bandle (Leitung Kultur),

Alex Baur, Urs Gehrigler,

Christoph Landolt, Christian Mundt,

Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,

Markus Schär, Beatrice Schlag (Los Angeles),

Lucien Scherrer, Florian Schwab,

Mark van Huissingel

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Pierre Heumann, Peter Holenstein,

Hansrudolf Kamer, Peter Keller,

Wolfram Knorr, René Lüchinger,

Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,

Franziska K. Müller, Daniele Muscionico,

Deborah Neufeld, Kurt Pelda,

Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,

Sacha Verna (New York),

Sami Yousafzai (Pakistan/Afghanistan),

Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Laura Kolodziej (Leitung),

Joël Hunn, Raffaella Bachmann (Assistentin)

Layout: Daniel Eggspühler (Leitung), Silvia Ramsay

Korrektur: Cornelia Bernegger und

Rita Kempter (Leitung), Viola Antunovits,

Gregor Szyndler, Dieter Zwicky

Sekretariat: Miriam Schoch (Leitung),

Inga-Maj Hojaij-Huber

Marketing: Guido Bertuzzi (Leitung)

Anzeigenverkauf: Stephan Schwab (Leitung),

Fabian Keller, Brita Vassalli

Anzeigeninendienst: Samuel Hofmann (Leitung)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: Aextra

Tarife und Buchungen: info@adextra.ch

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt

auf Recyclingpapier, das aus

100 % Altpapier hergestellt ist.

Es schont damit Ressourcen,

Energie und somit die Umwelt.

Shortcut: Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut



“WELCOME TO OUR WORLD”



CHRONOMAT 44
FLYING FISH

Thom Richard ist einer der seltenen Piloten weltweit, die über das Talent, die Erfahrung und den Mut verfügen, an den berühmten Reno Air Races – dem schnellsten Motorsport schlechthin – das Finale zu bestreiten. Weniger als zehn Cracks sind zugelassen, mit 800 km/h, Flügel an Flügel, nur einige Meter über dem Boden, halsbrecherisch um den Sieg zu kämpfen. Für diese Aviatikelite konzipiert Breitling Chronografen, robuste, funktionale und superleistungsstarke Instrumente mit von der COSC – der höchsten offiziellen Instanz in Sachen Zuverlässigkeit und Präzision – Chronometer-zertifizierten Werken. Willkommen in der Welt von Breitling.

BEYER
UHREN UND JUWELEN

BEYER CHRONOMETRIE AG · BAHNHOFSTRASSE 31 · ZÜRICH
TEL +41 (0)43 344 63 63



INSTRUMENTS FOR PROFESSIONALS™

Mandela, Clapton

Die Apartheid und andere Verbrechen gegen Schwarze. Ein perfektes Pop-Album.
Von Roger Köppel

In den Nachrufen und Betrachtungen zu Nelson Mandela wird weithin ausgeblendet, dass das südafrikanische Apartheid-Regime vor allem deshalb so lange überlebte, weil Mandelas marxistischer African National Congress (ANC) mit der Sowjetunion im Bunde stand. Die weissen Südafrikaner und der Westen konnten sich nicht sicher sein, was passieren würde, wenn die Schwarzen an die Macht gelangten. Würde ein sowjetischer Satellitenstaat wie in Angola, Äthiopien oder Moçambique installiert? In Angola zum Beispiel standen die Kubaner mit russischen Waffen. Wäre mit einer Liquidation oder Enteignung der weissen Schichten zu rechnen gewesen? Es ist kein Zufall, dass die Apartheid zeitgleich mit dem Kalten Krieg zu Ende ging.

Die Sowjetunion und Mandelas Pakt mit den Marxisten hielten die Apartheid länger als nötig am Leben. Die Rassentrennung war das geringere Übel, das der Westen in Kauf nehmen musste, wollte er nicht riskieren, dass die strategisch wichtig gelegene, rohstoffreiche Atommacht im Süden Afrikas an den kommunistischen Block fallen würde. Einen Block, der sowohl in Russland und in China wie auch in Kambodscha Massenmorde am Rande des Genozids begangen hatte.

Dass sich Mandela im Nachhinein als friedfertiger Versöhner über den Fronten hervor- tat, ist eine bedeutende Leistung und wird zu Recht gerühmt. Dass der Marxismus für ihn am Schluss keine Glaubenssache des Herzens war, sondern allenfalls eine Behelfsideologie zur Begradigung der Fronten gegen den weissen Feind im Inland, mag im Rückblick geklärt sein. Damals freilich war es nicht klar, und es gab gute Gründe, über die möglichen Folgen einer schwarzen Machtübernahme in Südafrika besorgt zu sein. Nach dem Untergang der Sowjetunion verloren diese Sorgen und damit die Apartheid ihre Grundlage.

Man muss also das Kapitel Südafrika und die Position des Westens gegenüber dem antidemokratischen Apartheid-Staat vor dem Hintergrund des Kalten Kriegs beurteilen. Gerade in den Medien hat es sich eingebürgert, den Kommunismus derart zu verharmlosen, dass man sich nicht mehr vorstellen kann, welche begründeten und berechtigten Ängste gegenüber dieser Schreckensideologie vor und nach dem Zweiten Weltkrieg bestanden haben. An der Konfliktnaht dieses Weltbürgerkriegs



Die Gesetze des geringeren Übels.

stand Südafrika. Das macht das Apartheid-Regime nicht besser, aber ein geschichtsblinder moralischer Imperialismus, der den Burenstaat verteufelt und alle, die mit ihm Geschäfte machten oder politisch verkehrten, übersieht das Entscheidende: In der Aussenpolitik gelten nicht absolute Ideale, sondern Interessen und die Gesetze des geringeren Übels.

Gewiss ist die Apartheid mit den Werten und Grundrechten einer aufgeklärten Moderne nicht zu vereinbaren. Man sollte allerdings auch bei dieser Betrachtung die realpolitischen Umstände nicht vergessen. Südafrika war ein wirtschaftlich prosperierender Staat, auch den Schwarzen ging es den Umständen entsprechend nicht schlecht. Es ging ihnen sicher besser als den Menschen in vielen anderen afrikanischen Ländern, wo die Terrorregime von schwarzen Machthabern wie Idi Amin, Mengistu oder Bokassa unsägliche Verbrechen an der schwarzen (und weissen) Bevölkerung verübten, vom späteren Genozid der Hutu an den Tutsi in Ruanda nicht zu sprechen. Es ist schlimm, was einige Weisse vielen Schwarzen antaten in Südafrika. Die Verbrechen von Schwarzen gegen Schwarze in anderen Ländern Afrikas freilich gingen weit darüber hinaus. Bei aller Verwerflichkeit war die Apartheid auch für eine Mehrheit der Schwarzen damals die insgesamt vorteilhafte Alternative auf einem dunklen Kontinent.

Es gibt diese perfekten Pop-Alben, die nicht nur die Zeit ihres Entstehens einkapseln. Sie strahlen über ihre eigene Gegenwart hinaus, weil sie in ihren Zuhörern jene Saiten berühren, denen wir die Offenbarung tiefer Empfindungen und seelischer Wahrheiten zutrauen. Ich bilde mir ein, die Platte «461

Ocean Boulevard» von Eric Clapton sei so ein Werk. Es entstand an der Küste Floridas im Frühling 1974, vor rund vierzig Jahren, und wird hoffentlich im nächsten Jahr als Meilenstein in der Geschichte der Popmusik gefeiert werden.

Für den damals 29-jährigen Blues-Gitarristen und Bandleader Clapton bedeutete diese Platte ein Comeback nach einem phänomenalen Aufstieg und einem ebenso rasanten Absturz in Alkohol und Heroin. Clapton war der grosse weisse Gitarrenheld des Rock 'n' Roll, eine Figur zwischen Genialität und Überschätzung, ein Virtuose der Intensität, der seine Soli allerdings fast beiläufig aufs Griffbrett fingerte, katzenhaft, faul, eine Ikone der Coolness, die sich durch den ganzen Rummel um die eigene Person – «Clapton is God» – höchstwahrscheinlich unangenehm berührt fühlte. Man konnte es irgendwie verstehen, dass sich ausgerechnet Clapton in die giftige Watte des Heroins einpackte – seine Fans und Freunde allerdings befürchteten damals ernsthaft, dass der Begnadete nie wieder aus seiner Narkose auftauchen würde.

Das Dokument dieses Erwachens ist «461 Ocean Boulevard», eine wundervolle Platte, die ihre Kraft einer ganz eigenartigen Spannung verdankt. Da ist zum einen die Energie des Rückkehrers, der nach langer Verletzungspause körperlich erholt auf dem Spielfeld seine ganze aufgestaute Freude, seine Fantasie und seine Vitalität auslebt. Da sind zum anderen aber auch Zeichen einer Abgeklärtheit, Überreste einer gewissen Belämmern und Verletzlichkeit, die sich beruhigend, ja betäubend auf den Sound auswirkt. In der Summe ergibt sich eine Musik irgendwo zwischen Reife, Präzision und kontrollierter Benebelung, alles in hingeworfener Perfektion eingespielt wie an einem Nachmittag unter Freunden, fast naiv, meines Erachtens Claptons bestes Studioalbum überhaupt.

«461 Ocean Boulevard» transportiert die Botschaft des Blues, eine Botschaft des Aufgehens und der aus Melancholie aufsteigenden Zuversicht. Claptons Slide-Gitarre vibriert unter Weltschmerz, doch der Solist nimmt sich zurück, verliert sich nicht in Monologen, lässt seine endlos lange gedehnten Noten heranwehen und verhallen, unglaublich behutsam, träufelt sie dem Zuhörer ein, den die subtilen Injektionen beflügeln und auf eine angenehme, verhaltene Weise euphorisieren. «Give Me Strength», lautet der programmatische Songtitel auf diesem Album, mit dem sich Clapton, vielleicht nach einer anderen Droge suchend, an die höheren Mächte wendet, um erhört und durch die eigene Musik erlöst zu werden. Die Sehnsucht muss natürlich unerfüllt bleiben, aber allein durch die Art, wie hier ein grosser Künstler aus der Finsternis zurückkehrt, bezaubert dieses Schlüsselwerk, ein wunderbares Geschenk.



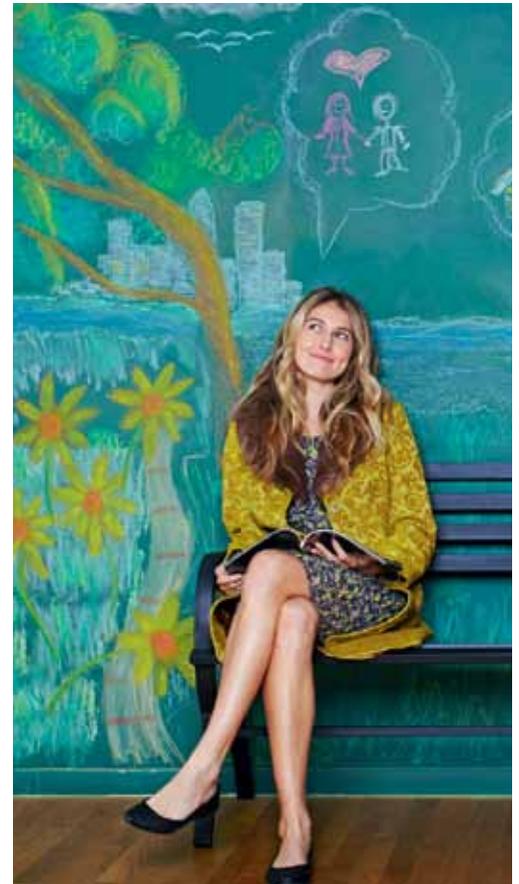
WM in Gefahr: Lionel Messi. Seite 55



Social-Media-Star: Papst Franziskus. Seite 46



«System Dublin»: Flüchtlinge in Italien. Seite 36



Verliebte Frauen sind anders: Seite 56

Kommentare & Analysen

5 Editorial

11 Kommentar Die Moral kommt danach

11 Im Auge Morgan Freeman, Mandela-Darsteller

12 Bund Abschaffung der Landeshymne

12 Schlager Einfältige Häme

12 Gender Irdischer Zorn

13 Personenkontrolle Hans Fehr, Leuenberger, Kopp etc.

13 Nachruf Paul Walker, Schauspieler

14 Die Deutschen Jedem das Seine

14 Wirtschaft Verdauungs-Tricks

17 Ausland Schwanengesang der Gandhis

18 Mörgeli Brasilien mit Familiennachzug

18 Bodenmann Eidg. Apartheid

21 Medien Die Paarung von Pinguinen

21 Gesellschaft Nobelpreis

22 Leserbriefe/ Darf man das?

Hintergrund

26 Hat die Schweiz die Apartheid verlängert?

Wirtschaftssanktionen im Kampf gegen die Rassentrennung

28 Ein Held verlässt die Bühne

Augenzeugenbericht aus Mandelas Südafrika

30 Hommage Anekdoten über Nelson Mandela

32 Bundesfinanzen im Elend

Rekordausgaben: Wohin fließen die Milliarden?

34 Wundersame Vermehrung

Die Verwaltung wächst nach eigenen Gesetzen

36 Neues aus dem Asylzirkus

Wird Italien zum «unsicheren Staat» erklärt?

37 Steuern KMU werden geschröpft

38 Schiefe Geschichtsbilder

Früher war die Ausländerpolitik auch nicht besser

40 Die Falle schnappt zu

Mörgelis Widersacher lassen die Bombe platzen (Serie, Teil 5)

43 Pisa-Studie Knaben können besser rechnen als Mädchen

44 Hilfs-Sheriff der USA

Die Finma drängt Schweizer Banken in die Enge

46 Selfie-Trend Narzissmus in sozialen Netzwerken

47 Erziehung Digitale Medien im Kinderzimmer

48 Via Paranoia

Verkehrspsychiater schikanieren unschuldige Automobilisten

50 Ein Heer von Titelschwindlern

Über dreissig falsche Doktoren am Zürcher Unispital

52 Grösse und Niedertracht des Menschen

«La Comédie humaine»: Balzacs übermenschliches Werk

55 Lionel Messi Der Fussball zerstört seine Helden

56 Wenn Frauen sich verlieben

Zoë Jenny über weibliches Kalkül

LIEBEN | VERTRAUEN



125
Jahre

BUCHERER

1888

UHREN SCHMUCK JUWELEN

Basel Bern Davos Genève Interlaken Lausanne Locarno Lugano Luzern St. Gallen St. Moritz Zermatt Zürich
Berlin Düsseldorf Frankfurt Hamburg München Nürnberg | Wien | Paris | bucherer.com



«Ich habe die leise Hoffnung, die Menschen lernen aus ihren Fehlern»: Autor Adonis. Seite 58

Interview

58 «Die Revolution hat erst begonnen»

Adonis, der bedeutendste Dichter der arabischen Welt, über die Lehren aus dem arabischen Frühling, den Bürgerkrieg in seiner Heimat und die Macht der Worte

Stil & Kultur

- 62 Stil & Kultur Letzte Menschen
- 64 Bestseller
- 64 Kabarett Joachim Rittmeyers neustes Programm «Zwischensaft»
- 65 Journalismus Sammelband der New Yorker Reporterlegende Joseph Mitchell
- 65 Jazz Thierry Lang Quintet
- 66 Top 10
- 66 Kino «All Is Lost»
- 67 Fernseh-Kritik «Sternstunde Philosophie»
- 68 Namen Eröffnung von Samih Sawiris' Luxushotel «The Chedi»
- 69 Hochzeit Cindy Seiler und Reto Studer
- 69 Thiel Hallo, Doris
- 70 Wein Château Doisy-Daëne Barsac 2010
- 70 Die Besten X-mas Ladies' Night
- 73 Auto Mercedes S500 Lang
- 73 Zu Tisch Balik-Farm-Weihnachtsmarkt
- 74 MvH trifft John Eliot Gardiner, Dirigent

Autoren in dieser Ausgabe

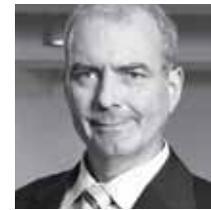
Zoë Jenny



Die Baslerin zählt zu den erfolgreichsten Autorinnen der Schweiz. In dieser Ausgabe fragt sie sich, warum sich Frauen nicht so

kopfflos verlieben wie die Männer. Ihre Erkenntnis: Das Misstrauen der Frauen gegenüber Männern dient der Arterhaltung. Seite 56

Werner Vogt



Der Historiker war von 1996 bis 2000 Korrespondent der NZZ in Südafrika und hat das Buch «Schweizer Geld am Tafelberg» (Orell Füssli,

2005) mitverfasst. Sein Beitrag zeigt, wie begrenzt die Wirkungen von Wirtschaftssanktionen im Kampf gegen das Apartheidregime waren. Seite 26

Neu im iKiosk!



Lesevergnügen jetzt auch unterwegs. Abonnenten haben unbeschränkten Zugriff auf alle Artikel, Bilder und Grafiken.

DIE WELTWOCH
80 JAHRE QUALITÄT

Bereiten Sie sich auf einen Auftritt auf höchster Ebene vor

Ob Sie unterwegs sind zur Bühne, zum Sitzungszimmer oder zum Galadinner: Nichts schenkt vor der Ankunft so viel Energie wie eine erfrischende Dusche. Erleben Sie unsere First Class Wellness-Duschen in der Emirates A380. Ab 1. Januar 2014 von Zürich nach Dubai und darüber hinaus.



Hello Tomorrow


Emirates

Ziehen Sie sich in Ihre eigene Welt zurück, in einer First Class Private Suite



Mein tägliches Morgenstudium.

Sarah Furrer, Studentin in Basel

Die Moral kommt danach

Von Alex Baur — Hinter der Opposition gegen das Freihandelsabkommen mit China versteckt sich die alte koloniale Arroganz der weissen Besserwisser.



Ein Zeichen setzen: SP-Nationalrätin Fehr.

Es ist schon seltsam. Dieselben Leute, die zu den blutigsten Zeiten von Maos Kulturrevolution mit dem *roten Büchlein* unterm Arm durch die Hörsäle zogen, melden heute moralische Bedenken gegen ein Freihandelsabkommen mit China an. Dieselben Kreise, die das US-Handelsembargo gegen die Castro-Diktatur in Kuba verdammten, wollen die Chinesen in Sachen Handelsbeschränkungen Mores lehren. Dieselben Drittweltisten, die den Kolonialismus als ewige Erbschuld geisseln, wollen Entwicklungsländern ihre europäischen Standards und Wertvorstellungen aufzwingen.

Natürlich sind sie «im Prinzip» (fast) alle für den freien Warenverkehr. Entscheidend ist das «aber». Kaum ein Begriff wird so frei interpretiert wie die Freiheit. Als Richtschnur dient meistens die eigene Interessenlage. Dieselben Stimmen, die vor Jahresfrist die Volksinitiative «Staatsverträge vors Volk» noch mit Verve (und mit Erfolg) bekämpften, verlangen nun, dass der Freihandelsvertrag mit China dem Volk unterbreitet wird. Dieselben Politiker, die den Widerstand gegen das Steuerektat aus Berlin, Washington oder Brüssel als Akt massloser Selbstüberschätzung verhöhnnten, predigen einen harten Kurs gegenüber Peking.

Glaubt jemand ernsthaft, 8 Millionen Schweizer könnten 1,36 Milliarden Chinesen den Marsch blasen? Wohl kaum. Nationalrätin

Jacqueline Fehr (SP) möchte mit ihrem «aber» vor allem ein Zeichen setzen, wie sie sagt. Freihandel steht aus ihrer Perspektive für Kapitalismus und Profitstreben und damit im Widerspruch zu dem, was sie unter Menschenrechten und Demokratie versteht. Deutlich kommt diese Haltung bei den sogenannten Nichtregierungsorganisationen (NGOs) zum Ausdruck, die gegen jede Form des Freihandels agitieren. Das schwer fassbare, aber einflussreiche und global vernetzte Konglomerat von Lobbygruppen, Hilfswerken und kirchlichen Kreisen gibt sich vordergründig zwar meist apolitisch, übt aber – bar jeder demokratischen Legitimation und Kontrolle – nicht nur in transnationalen Gremien, sondern auch in Bern einen gewaltigen politischen Druck aus.

Es profitieren vor allem die Armen

Natürlich muss man sich stets fragen, inwieweit zwischen Ländern, die bezüglich Arbeitsrecht, Umweltauflagen, Patentschutz und Qualitätsnormen unterschiedlichste Standards pflegen, ein fairer Wettbewerb möglich ist. Doch darum geht es den globalisierten Globalisierungsgegnern nicht. Ihre plakativen Forderungen nach Gerechtigkeit und Menschenrechten vernebeln nicht nur eine letztlich koloniale Arroganz, sondern auch das ideologische Fundament: Es sind die alten sozialistischen und planwirtschaftlichen Rezepte, die in der real existierenden Praxis und besonders in den Entwicklungsländern mit oft tödlichen Folgen gescheitert sind.

Gerade die Erfahrungen der letzten Jahrzehnte haben gezeigt, dass vom Freihandel entgegen allen düsteren Prophezeiungen vor allem auch die unterprivilegierten Bevölkerungsschichten profitieren. Der Freihandel ist das Fundament der EU; in Amerika sorgten Freihandelszonen (Nafta, Mercosur) namentlich im ärmeren Süden für stabile Verhältnisse und ein solides Wachstum; in Südostasien erlebten die «Tigerstaaten» im Rahmen der Asean-Freihandelszone ein eigentliches Wirtschaftswunder; dank dem Welthandel haben sich Länder wie China und Indien von Armenhäusern zu mächtigen Playern gemausert.

Der Freihandel hat sich nicht nur als Garant für Wachstum erwiesen. Sobald die Menschen etwas Wohlstand haben, beginnen sie sich für soziale Sicherheit, Menschenrechte, Rechtsstaatlichkeit und Umweltschutz zu engagieren. Es ist, wie bereits Brecht festgestellt hat: Zuerst kommt das Fressen, dann die Moral.

Bin nicht tot



Morgan Freeman, Mandela-Darsteller.

Zu nachtschlafender Stunde auferstand im zweiten Tessiner Kanal Nelson Mandela, neunzehn Jahre jünger und fünf Zentimeter kleiner, aber es war unzweifelhaft Madiba mit seinem grossväterlichen Charisma. Der Film hiess «Invictus» – eines dieser wunderbaren Spätwerke Clint Eastwoods –, und er erzählt, wie Präsident Mandela die südafrikanische Rugby-Mannschaft, die Springboks, die bärenstarken weissen Vorbilder der Buren-Arroganz, auf seine Seite zog und sie in Helden der geeinten Nation verwandelte. Ein patriotischer Streifen, gedreht 2009, manchmal hart an der Grenze zum Kitsch, aber gespenstisch authentisch dank Mandela, der natürlich nicht Mandela ist, sondern Morgan Freeman, 76, der mit dunkler Haut und weissen Haaren und mit jeder Bewegung so aussieht wie Mandela und vielleicht zum Präsidenten gewählt würde, falls er kandidierte.

Mandela selber hatte sich Freeman in der Rolle gewünscht, und sie trafen sich zu vielen langen Gesprächen und Spaziergängen. «Aber ich sagte mir jeden Tag auf dem Set», erinnert sich der Hollywood-Star, «dass ich ihn nicht spiele, sondern dass ich Mandela bin mit der ganzen Magie, die von ihm ausgeht. Dass ich spreche wie er, auf die Leute zugehe, das Beste in ihnen wecke.» Freeman hatte schon als der alte Trainer Scrap in «Million Dollar Baby», dem todtraurigen Film seines Männerfreundes Eastwood über eine Boxerin, den Oscar als bester Nebendarsteller gewonnen. Privat ist er ein Flugzeugnarr seit seiner Mechanikerzeit bei der US Air Force, besitzt und pilotiert mehrere Maschinen und hat sich einen Platz reservieren lassen für den Flug ins Weltall mit «Space Ship Two» von Virgin Galactic. Vor fünf Jahren fuhr er sein Auto zu Schrott und zertrümmerte sich dabei einen Arm. Seither verfolgt ihn makabrer Klatsch. Während Nelson Mandela seinen stillen letzten Kampf ausfocht, verbreitete sich über Facebook und Twitter eine Flut von Gerüchten über Freemans Ableben, angebliche Ursache: eine geplatzte Arterie. Der Mime meldete sich aus Las Vegas: «Ich bin nicht tot, nur beschäftigt.» Peter Hartmann

GSOL

Von Urs Paul Engeler — Ein Alt-Staatssekretär schafft die Landeshymne ab.

Für Leute mit Humor war's bizarr. Für -Menschen, die einiges ernst nehmen, war's bitter. In einem Berner Sali machten ein Alt-Staatssekretär, ein Alt-Jesuitenpater mit violetten Hosen, ein alt Finanzdiplomate aus dem Engadin und ein Alt-CVP-Nationalrat aus dem Jura sich über die schweizerische Landeshymne lustig: «eine Art Wetterbericht», «veraltet», «sperrig», die (katholische) Melodie zu getragen, viel zu psalmig, der (protestantische) Text «niemandem mehr bekannt». Schmunzelnd notierte die internationale Medienschar die Kette der Kritikklischees des privaten Komitees.

Das fidele Quartett, zusammengestellt von der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft (SGG), die auf einem Vermögen von 78 Millionen Franken sitzt und keine sinnvolle Aufgabe hat, musste den aktuellen Schweizerpsalm niedermachen, um das von ihr lancierte Projekt mit dem Titel «CHymne» zu rechtfertigen.

Auf der Basis der Präambel zur Bundesverfassung sollten in einem Wettstreit Texter und Leute mit «Gespür für Musik» aus aller Welt (eine Beschränkung auf Schweizer ist nicht vorgesehen im Reglement) einen neuen, lüpfigen und doch tief sinnigen Song fertigen, der eine dreissigköpfige Jury überzeugen kann und 2015 vom Bundesrat zum offiziellen Loblied auf die moderne multikulturelle Schweiz bestimmt wird. Es winken 10000 Franken sowie vierstellige Trostpreise.

Nun ist anzunehmen, dass der eine oder die andere den «Allmächtigen» auf «prächtigen» oder «nächtigen» zu reimen versteht und die «Verantwortung gegenüber künftigen Generationen» auf «muss sich lohnen» drechseln kann. Doch dass aus dem Korsett dieser gutmenschlichen Weisungen etwas entsteht, das breite helvetische Akzeptanz findet, ist wenig wahrscheinlich bis undenkbar. Denn die eigentliche (und systematisch linkslastige) Opposition gegen die jetzige Landeshymne richtet sich ja weder gegen den Text noch gegen die Tonfolgen des Schweizerpsalms, sondern letztlich gegen die patriotische Funktion des Liedes, gegen das öffentliche Bekenntnis zur eigenständigen Schweiz, die sich in Wort und Melodie laut von anderen Nationen abgrenzt.

Also kann die Aktion gar nichts Bejahendes schaffen. Doch die aktuelle Hymne ist damit bereits zur Lächerlichkeit entwertet. Aus der SGG ist jetzt die GSOL geworden, die Gruppe für eine Schweiz ohne Landeshymne.

Einfältige Häme

Von Rico Bandle — Die Kritik an den Liedtexten von Beatrice Egli ist fehl am Platz.

Die Forschung hat eine bahnbrechende Erkenntnis hervorgebracht: Die Texte der Schlagersängerin Beatrice Egli seien «einfältig, eindimensional und ausserordentlich schlecht». Der Sprachwissenschaftler Oliver Schweizer hat an der Universität Bern die Lieder Eglis für seine Abschlussarbeit untersucht, in der *Schweiz am Sonntag* durfte er die Resultate ausbreiten. «Eine kleine Welt kreist immer um die gleichen, kleingeistigen Sätze», sagt er zu den von Egli besungenen Themen. Und wir dachten schon, Beatrice Egli werde irgendwann wie Bob Dylan für den Literatur-nobelpreis vorgeschlagen!

Immer wieder versuchen miesepeterige Journalisten oder Wissenschaftler populäre Künstler der Lächerlichkeit preiszugeben und



Hochachtung: Sängerin Egli.

deren Fans als Deppen darzustellen: Beliebte Zielscheiben sind Walzerkönig André Rieu, Schriftsteller wie Konsalik oder eben nun Beatrice Egli. Die Kritiken sind in der Regel mindestens ebenso einfältig und kleingeistig wie die kritisierten Werke. Die benutzten Adjektive sind immer dieselben: banal, oberflächlich, dummdreist, simpel, schemenhaft, effekthascherisch und so weiter.

Künstler wie André Rieu oder Beatrice Egli an der sogenannten Hochkultur zu messen, ist, wie einen Bratwurststand mit einem Spitzenrestaurant zu vergleichen: ein Unsinn. Egli berührt mit ihren Melodien und Liedtexten Hunderttausende von Menschen; trotz ihres sensationellen Aufstiegs via Casting-show hat sie ihre positive Ausstrahlung bewahrt. Wie sich die Metzgerstochter aus Pfäffikon SZ im gesamten deutschsprachigen Raum etablieren konnte, wie sie ihr Publikum von Zofingen bis Hamburg in einen Glücksrausch versetzt, verdient keine Häme, sondern Hochachtung.

Irdischer Zorn

Von Philipp Gut — Bischof Vitus Huonder verteidigt die Ehe und erntet Entrüstung. Warum nur?

Man könnte meinen, er habe ein Kapitalverbrechen begangen. Von St. Gallen bis Bern, von Basel bis Chur fielen die Medien über Bischof Vitus Huonder her und zerzausten seinen jüngsten Rundbrief «Gender – Die tiefe Unwahrheit einer Theorie». «Homophob» sei dieser, ein «Rundumschlag», geschrieben in «heiliger Eifer», so der Tenor. Maria von Känel, Geschäftsführerin des Dachverbandes Regenbogenfamilien, sprach via *Blick* sogar von einem «direkten Angriff auf die Menschenrechte».

Wer sich die geringe Mühe macht, das kurze Bischofswort selber zu lesen, kann von «heiliger Eifer» ebenso wenig erkennen wie vom angeblichen Hass auf Schwule, Lesben oder Transsexuelle. Und schon gar nichts von einer Attacke auf die Grundrechte. Das ist Unsinn.

Bischof Huonder argumentiert ruhig, nüchtern und schlicht in der Tradition katholischer Lehrmeinung. Diese besagt, dass die Ehe zwischen Mann und Frau etwas Besonderes ist, weil der Schöpfer die Menschen in ihrer Geschlechtspolarität geschaffen hat – mit dem Ziel, das Leben weiterzugeben.

Man muss diese theologischen Voraussetzungen nicht teilen, aber Tatsache bleibt: Auch naturwissenschaftlich-biologisch betrachtet, sichern Mann und Frau den Fortbestand der Art. Das ist eigentlich eine Binsenwahrheit.

Aber man darf heute – das zeigen die Reaktionen auf Huonder – nicht einmal mehr das Offensichtliche aussprechen, ohne in die mediale Schandecke gestellt zu werden. Warum nur diese gereizte Überreaktion? Könnte sie damit zusammenhängen, dass der Bischof Dinge ausspricht, die wahrer sind, als es sich seine Gegner eingestehen?

Huonder seziiert den Zeitgeist sehr genau. Er beobachtet eine «staatliche Vereinnahmung» der Kinder und eine «politische Infragestellung von Ehe und Familie». Die Wirklichkeit gibt ihm recht: Eben hat das Berner Parlament der Adoption von Stiefkindern durch homosexuelle Eltern zugestimmt. Und im Namen der sogenannten Gendertheorie, die das Geschlecht als «soziale Konstruktion» beschreibt, wird schon Primarschulkindern eingebläut, die Geschlechtsunterschiede seien einzuebnen.

Fazit: Die Ehe zwischen Mann und Frau speziell zu würdigen, hat nichts mit Abwertung oder gar Diskriminierung gleichgeschlechtlicher Paare zu tun. Der Bischof sieht klarer als seine Kritiker.

Personenkontrolle

Hans Fehr, Leuenberger, Kopp, Lüchinger, Jacqueline Fehr, Amstutz

Neben den Schuhen steht derzeit Nationalrat Hans Fehr (SVP). Der Zürcher Politiker hat über seine Frau wissentlich eine Asylbewerberin als Haushaltshilfe beschäftigt. Was möglicherweise illegal ist. Die fälligen AHV-Beiträge wurden ebenfalls nicht entrichtet. Fehr versucht sich herauszureden, er habe die Frau zwar für sich arbeiten lassen, aber eben bewusst nicht angestellt, um dem Buchstaben des Gesetzes zu entsprechen. Die Nichtentrichtung der AHV sei ein Fehler gewesen. Damit sei der Fall erledigt. So einfach ist es nicht. Das Finanzielle an sich ist eine Bagatelle. Auch kann man sich fragen, wie sinnvoll die AHV-



Heuchler: SVP-Nationalrat Hans Fehr.

Bürokratie bei Minimaljobs dieser Art ist. Fehr aber will nicht einsehen, dass er durch die Anstellung der Asylbewerberin in einen Grundlagenwiderspruch zu seiner Politik gerät. Fehrs SVP setzt sich ein für abschreckende Asylverfahren. Sie will nicht, dass Asylbewerber arbeiten dürfen. Sie steigt auf die Barrikaden, wenn andere Ausländergruppen illegal arbeiten in der Schweiz (Sans-Papiers). In seinem privaten Umfeld, dort, wo es ihm nützt und passt, findet es Fehr aber in Ordnung, Asylbewerber möglicherweise illegal zu beschäftigen. Die Bagatelle ist keine: Wer Härte predigt und Milde praktiziert, wo es ihm nützt, setzt sich dem Vorwurf aus, das zu sein, was er andern Politikern gern vorwirft: ein Heuchler. (rk)

Nach 25 Jahren eisernem Schweigen äusserte sich alt Bundesrat Moritz Leuenberger (SP) letzte Woche im *Tages-Anzeiger* erstmals zum grossen Lauschangriff gegen die Eheleute Elisabeth und Hans W. Kopp und deren Tochter im Herbst 1989: «Es trifft nicht zu, dass die PUK das Telefon der Familie Kopp überwacht hat.» Das Dementi nimmt Bezug auf das neue Buch von René Lüchinger über den Sturz der ersten Bundesrätin der Schweiz. Nur dementiert Leuenberger etwas, was Lüchinger gar nicht behauptet. Richtig ist: Leuenberger



Lauschangriff: alt Bundesrat Leuenberger.

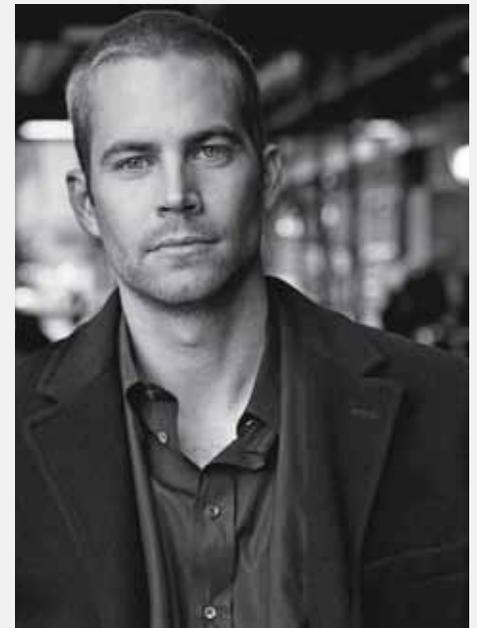
übermittelte damals als Präsident der parlamentarischen Untersuchungskommission (PUK) einen fadenscheinigen Verdacht auf Amtsgeheimnisverletzung an die Bundesanwaltschaft und lieferte damit den Vorwand, unter dem vierzehn Telefonleitungen der Kopp's (Anwaltskanzlei inklusive) in einer politisch heissen Phase drei Wochen lang angezapft wurden. Im Brief an die Bundespolizei vom 5. Dezember 1989, mit dem er seinen Verdacht begründete, machte Leuenberger unmissverständlich zur Bedingung: «Bei künftigen Untersuchungshandlungen möchte die PUK, das heisst deren Präsident als ihr Vertreter, über jeden Schritt informiert werden.» Und weiter: «Die beiliegende Aktennotiz erhalten Sie ausdrücklich unter der Voraussetzung, dass wir den Fall gemeinsam und je im gegenseitigen Einverständnis weiterbearbeiten.» Durchgeführt wurde der gemäss einem Strassburger Urteil illegale Lauschangriff dann aber tatsächlich durch die Bundesanwaltschaft. (axb)

Wenn Linke gescheitert werden, ist es in der Regel zu spät. Da bettelte SP-Frau Jacqueline Fehr, erbitterte Gegnerin des Freihandelsabkommens mit China, hinter den Kulissen SVP-Fraktionschef Adrian Amstutz an, um Unterstützung von rechts für die Unterstellung des Vertrags unter das Referendum zu gewinnen. Als Amstutz ihr beschied, dass die SP vor Jahresfrist die Initiative «Staatsverträge vors Volk» ja vehement bekämpft habe und mit dem Nein des Volks die Sache erledigt sei, räumte Fehr ein: «Ja, das war vielleicht ein Fehler.» (upe)



Fehler erkannt: SP-Frau Jacqueline Fehr.

Nachruf



Beschleunigungsgier: Schauspieler Walker.

Paul Walker (1973–2013) — Das Unverständnis des Feuilletons war gross. Der kalifornische Schauspieler, der am 30. November als Beifahrer in einem Porsche Carrera GT tödlich verunglückte, hat die Herzen Millionen Jugendlicher und junger Erwachsener erreicht. Das globale Kadisch für Walker reisst seither nicht ab. Die Filmkritiker rätseln warum, die Schauspielerei könne es nicht gewesen sein, auch nicht die glatte Schönheit des blonden Surfers, vielleicht eher jenes James-Deansche Motiv der heroischen Selbstvernichtung im Geschwindigkeitsrausch. Walker starb, wie er lebte und in den «Fast 'n' Furious»-Filmen spielte: in Verweigerung gerader Linien und gezirkelter Kurvenbahnen, welche der Strassenverkehr als Ordnungsinstanz gesellschaftlicher Mobilität vorgibt.

Walker fuhr gerne und exzessiv schnelle Autos und sammelte geschossähnliche Gefährte. Walker wollte mit seiner Filmfigur Brian O'Connor verwechselt werden. Im Kino gehen die gefährlichsten Stunts für die Helden gut aus, im wirklichen Leben nicht. Geschätzte 155 km/h fuhr der Porsche des Rennfahrers Roger Rodas, viel zu schnell in einer Kurve, die berühmt-berühmter war. Das Auto wurde zerschmettert, ging in Flammen auf. Während der Fahrer sofort starb, ergab die Autopsie, dass Walker wohl bei lebendigem Leib verbrannte. Wie ein Opfer auf dem Altar der Beschleunigungsgier starb Walker und mit ihm die heimliche Sehnsucht aller Raser: unsterblich zu sein. Deswegen lieben Walker all jene, die weiter rasen – weil das Leben (und wohl auch das Sterben) sonst keinen Sinn machen würde. Ulf Poschardt

Jedem das Seine

Von Henryk M. Broder —
Die grossen Ziele
der grossen Koalition.



Aus dem Koalitionsvertrag zwischen der CDU/CSU und der SPD, der die Grundlage der Zusammenarbeit in der nächsten Regierung bilden soll:

— Wir wollen ein bürgernahes Europa verwirklichen, das die kommunale Selbstverwaltung achtet.

— Auch die Energiewende muss im europäischen Zusammenhang gedacht werden.

— Wir wollen eine starke und selbstbewusste Union, die den Globalisierungsprozess massgeblich mitgestaltet und dabei entschlossen für die Sicherung von Frieden, Freiheit und Wohlstand eintritt.

— Die Erweiterung der EU ist aktive europäische Friedenspolitik. Die bisherigen EU-Erweiterungen sind im Interesse Deutschlands und Europas.

— Wir wollen, dass die Europäische Union ihrer Verantwortung als Trägerin des Friedensnobelpreises auch künftig gerecht wird.

— Wir bauen Brücken zwischen den Generationen. Den Erfahrungsschatz der älteren Menschen wollen wir dabei stärker zur Entfaltung bringen.

— Eine zeitgemässe Familien- und Gleichstellungspolitik bezieht auch Jungen und Männer ein. Wir wollen auch die Rolle des aktiven Vaters in der Kindererziehung und Familie weiter stärken.

— Aufsichtsräte von voll mitbestimmungspflichtigen und börsennotierte Unternehmen, die ab dem Jahre 2016 neu besetzt werden, sollen eine Geschlechterquote von mindestens 30 Prozent aufweisen.

— Wir werden den «Nationalen Aktionsplan der Bundesrepublik Deutschland zur Bekämpfung von Rassismus, Fremdenfeindlichkeit, Antisemitismus und darauf bezogene Intoleranz» um das Thema Homo- und Transphobie erweitern.

— Wir werden die Willkommens- und Anerkennungskultur in unserem Land stärken. Dies fördert den gesellschaftlichen Zusammenhalt und steigert zugleich die Attraktivität unseres Landes für ausländische Fachkräfte, die wir brauchen.

— Wir wollen Eltern von Kindern mit Migrationshintergrund besser erreichen. Hierzu werden wir ein Bundesprogramm, «Eltern stärken», auflegen, durch das Eltern mit Migrationshintergrund direkt in die Arbeit von Kitas und Schulen einbezogen werden sollen.

— Leitidee der Politik der neuen Bundesregierung für Menschen mit Behinderungen ist die inklusive Gesellschaft. Menschen mit und ohne Behinderungen sollen zusammen spielen, lernen, leben, arbeiten und wohnen.

Verdauungs-Tricks

Von Silvio Borner — Wer als Politiker eine Reform durchbringen will, zerstückelt sie in viele kleine Schritte. Siehe Energiewende. Wer auf das Scheitern abzielt, plant den grossen Wurf. Siehe Rentenreform.

Wenn sich der Rauch über den emotional und ideologisch aufgeladenen Volksabstimmungen dieses Herbstes verzogen hat, gibt es bis zum nächsten Feuerball vom Februar vielleicht ein paar ruhige Momente, um über zwei grosse Herausforderungen für unsere Zukunft nachzudenken.

Beide von ihnen tragen das Etikett «Wende». Die eine, die Energiewende. Was bislang nur eine Frage des richtigen Glaubens, des opportunistischen Taktierens und interessenpolitischen Gerangels war, beginnt langsam aber sicher Gestalt anzunehmen – in Form von Verboten, Geboten, Subventionen und neuerdings Lenkungsabgaben. Der gemeinsame Nenner all dieser Eingriffe ist schnell gefunden: Steigende Kosten bei sinkender Versorgungssicherheit, gravierende Einschränkungen des Verbrauchs, allgegenwärtige Bevormundungen und Verhaltensvorschriften. Diese Wende kann noch vom Volk gestoppt werden.

Die zweite Wende unterscheidet sich fundamental vom politischen Grossprojekt «Energiewende». Es geht hier nämlich um den demografischen Wandel. Und dieser ist nicht aufzuhalten. Die Lebenserwartung nimmt laufend zu. Darauf ist unsere Altersvorsorge nicht oder nur mangelhaft vorbereitet. Bundesrat Alain Berset hat sich seit seinem Amtsantritt der demografischen Wende angenommen und kürzlich ebenfalls Vorschläge in die Vernehmlassung geschickt.

Die Frage ist, wie solche politischen Grossprojekte am besten zu bewältigen sind: in einer ganzheitlichen Paketlösung oder in einer Abfolge von vielen Teilschritten?

Politische Entscheidungen hängen nämlich nicht nur von ihrem Inhalt ab, sondern auch von ihrer «Verpackung» und dem Entscheidungsverfahren. So wäre es bei der von Bundesrat und Parlament herbeigewünschten Energiewende sicher angezeigt, dem Volk ein Gesamtpaket vorzulegen, in das nicht nur die hehren Ziele und naiven Erwartungen eingepackt wären, sondern auch die dafür notwendigen und schmerzhaften Massnahmen. Schliesslich geht es hier um eine politisch gewollte Umgestaltung des gesamten Energiesektors mit planwirtschaftlichem Inhalt und einem endgültigen Technologieverbot für Nuklearanlagen. Eine solche Grundsatzabstimmung will man von oben aber unter allen Umständen ver-

hindern, indem etwa ein Dutzend Gesetzesänderungen mit ganz unterschiedlichen steuerlichen und regulatorischen Stossrichtungen anvisiert werden. Wer, wie dieser Kolumnist, gar keine Energiewende will, müsste daher etwa ein Dutzend isolierte Referenden unterstützen. Damit verzettelt sich die Opposition fast hoffnungslos. Eine Volksabstimmung wird jedoch wegen der Atomausstiegsinitiative unvermeidlich. Doch auch diese lässt uns nur auswählen, ob wir sofort oder erst ein wenig später für immer auf die Nukleartechnologie verzichten wollen. Das ist eine üble politische Manipulation der direkten Demokratie.

Rentenklau mit Alain Berset

Gerade umgekehrt präsentieren sich die Dinge bei der demografischen Wende. Hier operiert der Bundesrat mit einem Gesamtpaket, obwohl es ganz unterschiedliche Ansätze zu ihrer Bewältigung gibt, die man variabel kombinieren und zeitlich staffeln könnte.

Das Paket ist deshalb ein Manipulationsversuch – vielleicht gar mit dem eingepflanzten Ziel eines Scheiterns, das zumindest vorerst die Mittel-links-Wähler vor Opfern verschonen würde.

Paketlösungen lassen sich leicht so schnüren und absenden, dass die Pakete nie ankommen.

Entweder verwässert man das Ganze so, dass zuletzt niemand mehr dahintersteht. Oder man verschärft die Reformen so stark, dass die Schlussabstimmung im Parlament bachab geht oder dann ein Referendum vor dem Volk fast mit Sicherheit von Erfolg gekrönt ist. In beiden Fällen sind die Politiker fein raus.

Umverteilung ist momentan in der Schweiz in. Der Ökonom unterscheidet zwischen der intra-generativen Umverteilung, bei der es um die Umverteilung von Arm zu Reich geht und der inter-generativen Umverteilung, bei der von Jung zu Alt umverteilt wird. Wegen der Schuldenbremse ist letztere im Staatshaushalt stark erschwert. Umso mehr missbrauchen die Politiker daher die ausgegliederten Sozialversicherungen dafür, namentlich die Vorsorgesysteme. Das ist der wahre Rentenklau. Aber bei den Älteren bis weit in die mittlere Generation hinein ist dieser populär. Denn eines ist für sie «todsicher»: Der nächsten Generation werden sie nicht mehr angehören.





Das perfekte
Weihnachts-
geschenk!

Montblanc Writers Edition 2013

Honoré de Balzac

Ein Schreibgerät zu Ehren des grossen Romanciers und Begründers des Realismus: exklusives Angebot für *Weltwoche*-Abonnenten.

Montblanc widmet die Writers Edition 2013 Honoré de Balzac, um diesen Visionär des 19. Jahrhunderts und seinen aussergewöhnlichen Beitrag zur Weltliteratur gebührend zu ehren. Diese Kollektion exquisiter Schreibgeräte in limitierter Auflage, zu der ein Füllfederhalter, ein Rollerball, ein Kugelschreiber und ein Drehbleistift gehören, soll dem Roman- und Bühnenautor Tribut zollen, dessen Hauptwerk «Die menschliche Komödie» fast hundert Romane und Theaterstücke umfasst. Die Inspiration für das Design dieses Meisterwerks findet sich im Dandytum des 19. Jahrhunderts. Der graue Lackkorpus mit dem schwarzen Edelharz im filigranen Guilloche-Stil erinnert an den typischen Schnitt der seinerzeit bei den Herren so beliebten

Hosen. Während die überdimensionale Form des Schreibgerätes Balzacs kräftige Statur widerspiegelt, repräsentiert der, mit türkisen Lackeinlagen platierte Clip den reichverzierten Spazierstock des Schriftstellers. Platin- und goldüberzogene Ringe umkreisen das Schreibgerät: mit einem geradlinigen Ring am Konus bis hin zu einem sehr raffiniert gestalteten an der Kappenspitze. Sie stehen für die verschiedenen im frühen 19. Jahrhundert in Frankreich entstandenen Gesellschaftsschichten, die in Balzacs Werken immer wieder zentrales Thema waren. Honoré de Balzacs Initialen, in typischen Bleisatzlettern auf der massiven 750er Massivgoldfeder, erinnern an seine Zeit als Drucker und Verleger.

Weltwoche-Spezialangebot

Montblanc Writers Edition 2013: Honoré de Balzac

Exklusives Angebot 10 Füllfederhalter-Sets à Fr. 895.–

- Montblanc-Füllfederhalter «Honoré de Balzac»
- Etui «Meisterstück Siena»
- Tintenfass «Honoré de Balzac»
- Gravur nach persönlichem Wunsch (Wert Füllfederhalter-Set: Fr. 1037.–)

Angebot für Platin-Club-Mitglieder:

Die Bestellungen werden in der Reihenfolge ihres Eingangs berücksichtigt.

Bestellung:

Senden Sie eine E-Mail mit Adresse und Kundennummer an montblanc@weltwoche.ch. Weitere Informationen unter Telefon 044 211 48 10 (Francesca Schärer).

Partner:

Montblanc-Boutique, Bahnhofstrasse 25, 8001 Zürich
www.montblanc.com

www.weltwoche.ch/platinclub

DIE WELTWOCH
80 JAHRE QUALITÄT

**MONT
BLANC**



300

Zoff bei den Reichsten!



Die 300 Reichsten. Jetzt am Kiosk

Schwanengesang der Gandhis

Von Hansrudolf Kamer— Durch Korruption und Vetternwirtschaft abgenutzt, schaut Indiens Regierungspartei einer drohenden Abwahl ins Auge. Profitieren könnten die Hindu-Nationalisten.



Die grösste Demokratie auf dem Globus steuert auf einen politischen Wechsel zu. So jedenfalls sieht es nach einer Serie von Wahlen in wichtigen Gliedstaaten aus, die als Halbfinal vor dem grossen Show-

down im Frühling nächsten Jahres bezeichnet worden sind. Die Kongresspartei und ihre Verbündeten, Domäne der Nehru-Gandhi-Dynastie, erlitten eine Niederlage, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrigliess.

Die Bharatiya Janata (BJP), Partei der Hindu-Nationalisten, errang einen Drei-Viertel-Sieg in Rajasthan, einen Zwei-Drittel-Triumph in Madhya Pradesh und schlug den Kongress in Chhattisgarh. In der Hauptstadtregion Delhi, eigentlich ein eigener Staat, war es nur die vor einem Jahr gegründete Aam Aadmi Party (Partei des einfachen Mannes), die einen klaren Sieg der BJP verhinderte und sich nun auf der nationalen Bühne etablieren will.

Korruption, Skandale, hohe Inflation, stotterndes Wirtschaftswachstum und führungsloser Bürokratismus haben im Verlauf der neun Jahre, während deren die Kongresspartei die Geschicke Indiens leitet, zugenommen. Ihr ist es nicht gelungen, das Wirtschaftswachstum zu beleben oder die Agrarkrise zu bändigen. Die Aufregung über hohe und steigende Preise auf Lebensmitteln, Treibstoffen und Düngemitteln und die Wut über grassierende politische Willkür richten sich vor allem gegen sie.

Die Zentralregierung subventioniert ihre politischen Kunden auf dem Land – die Grossfarmer – und verkauft das Ganze als Wohlfahrtspolitik. Bei den jüngsten Verhandlungen der Welthandelsorganisation (WTO) in Bali über neue Freihandelsabkommen blockierte Indien nur aus diesem Grund eine Übereinkunft, die genannte Subventionswirtschaft abgebaut hätte.

Die Kongress-Regierung gilt inzwischen als die korrupteste seit der Unabhängigkeit, und das in einem Land, das ohne politische Bestechlichkeit knirschend zum Stillstand käme. Wie genau man den Grad der Käuflichkeit messen will, ist eine andere Frage, doch unbestreitbar ist die breite Desillusionierung in Hinblick auf die Regierung und die gesamte

politische Elite des Landes. Klar scheint auch, dass der Kongress den jüngeren, urbanen Teil der Wählerschaft verloren hat.

Diese Stimmung erklärt den Erfolg der neuen Protestpartei in Delhi. Ihr Parteichef, der ideenreiche frühere Steuerbeamte Arvind Kejriwal, besiegte höchstpersönlich die altgediente Kongress-Grösse Sheila Dikshit, die seit fünfzehn Jahren recht erfolgreich politisiert. Sie gilt als Mutter der Metro von Delhi, und ihr wird auch die deutliche Verbesserung der Luftqualität zugeschrieben, weil sie die Stadtbusse auf Naturgasbetrieb umgestellt hatte.

Unerwünscht in Amerika

Ihre Niederlage und die Wahlschlappe insgesamt sind ein persönliches Fiasko der Gandhi-Dynastie. Sonia, die Witwe des ermordeten Rajiv, leitet die Kongresspartei seit 1998, und ihr 42-jähriger Sohn Rahul sollte als neuer Hoffnungsträger die nächste Generation ans Ruder bringen. Das Charisma der Familiendynastie sollte die altbekannten Gebrechen der Kongress-Herrschaft überstrahlen. Doch der Spross der grossen Alten zündet nicht.

Unangefochtener Sieger in diesen Wahlen ist Narendra Modi, der pure Gegensatz zu Rahul Gandhi. Der Sohn eines Kolonialwarenhändlers und viermal gewählte Chefminister von Gujarat ist im Juni zum Spitzenkandida-

ten der BJP bestimmt worden. Modi strahlt Energie aus, bereist unablässig das Land und wettet gegen die Korruptionswirtschaft, empfiehlt sein eigenes Reformmodell der Wirtschaftsentwicklung und bringt Zehntausende zu seinen Wahlveranstaltungen.

Viele städtische und Mittelklasse-Wähler erhoffen sich von Modi eine wirtschaftsfreundlichere Politik und lassen sich von seinem Image als effizienter Macher und Korruptionsbekämpfer beeindrucken. Wegen seiner Rolle bei den Ausschreitungen gegen Muslime 2002, die er geschürt haben soll, gilt er im westlichen Ausland als eine höchst umstrittene Figur, die in guter Gesellschaft unerwünscht ist.

Der Fernsehsender BBC nennt ihn eine zutiefst polarisierende Figur. Amerika behandelt ihn als Paria; das Staatsdepartement verbietet ihm noch immer die Einreise in die USA. Nur die ehemalige Aussenministerin Condoleezza Rice hat angedeutet, dass diese Strafmassnahme nun langsam ein Ende haben könnte.

Wen immer Indien im Frühling wählen wird – es wird wohl nicht die Kongresspartei sein. Der Showdown spielt sich eher zwischen der BJP und diversen Regionalparteien ab, die in den letzten Jahren stärker geworden sind. Die jüngsten Resultate bedeuten deshalb nicht automatisch, dass die BJP auch die nationalen Parlamentswahlen gewinnen wird.

Die vier Staaten, in denen gewählt wurde, stellen nur 72 der 545 Abgeordneten im Unterhaus und liegen in traditionellem Hindu-Land. Doch die Ablehnung des Alten ist vermutlich so stark, dass ein Wechsel kommt. Immerhin fliegt Indien seit Anfang November zum Mars, was den Chinesen vor zwei Jahren kläglich misslungen war.



Rezept gegen Desillusionierung: Protestpartei Bharatiya Janata in Delhi.

Brasilien mit Familiennachzug

Von Christoph Mörgeli

Die billigsten Tickets der Fussballweltmeisterschaft 2014 sind für die brasilianischen Einwohner und Ureinwohner reserviert. Die teuersten Tickets der Fussballweltmeisterschaft 2014 sind für die Politiker reserviert. Unser reisefreudiger Bundespräsident Didier Burkhalter wird der Schweizer Nationalmannschaft in Brasilien einen Besuch abstatten. Für uns und von uns. Das freut ihn und seine Frau mehr, als es die Nationalmannschaft freut. Und weil der Bundespräsident hierzulande eine Vorbildfunktion erfüllt, folgen ihm auch viele andere Politiker nach Brasilien.

Die zweit teuersten Tickets der Fussballweltmeisterschaft 2014 sind für die Journalisten reserviert. Allein das Schweizer Radio und Fernsehen (SRF) stellt einen riesigen Medientross. Denn die Monopolanstalt SRG SSR hat sich das Monopol sämtlicher TV-Rechte gesichert. Waren die Österreicher bei Morgarten noch in der Überzahl, beschränkt sich das ORF beim Fussball auf das absolut Nötigste. Bei den Eidgenossen aber lautet die Devise: «Wenn schon, denn schon!» Und so entsendet das SRF die wohl grösste je gesehene Touristengruppe an die brasilianische Sonne.

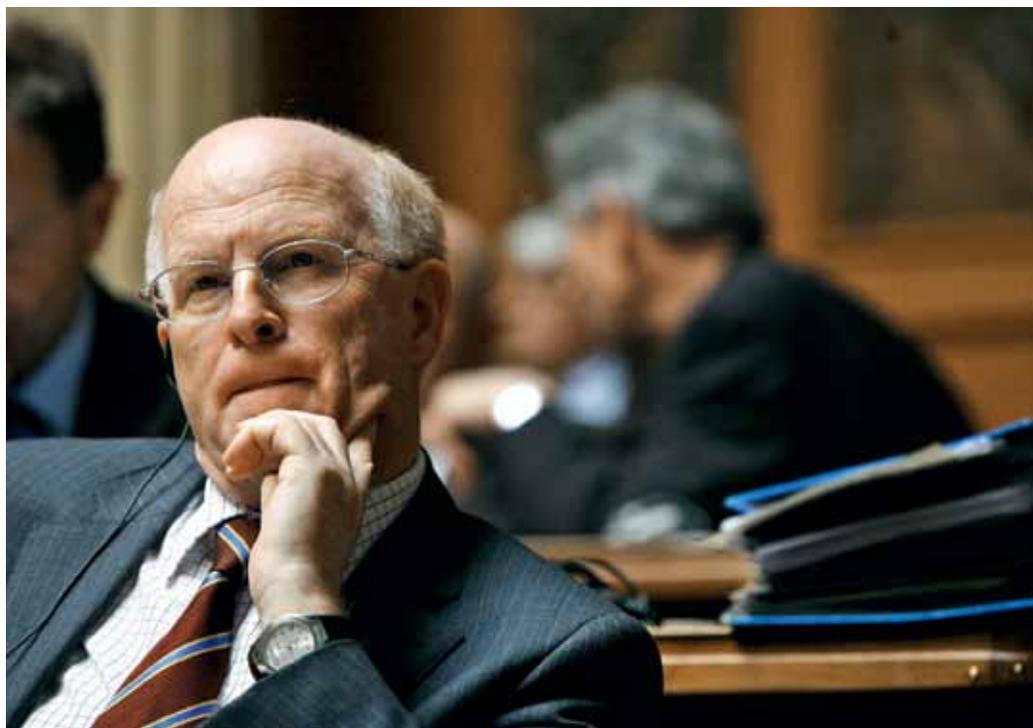
Dementsprechend wirft das Ereignis seine Schatten voraus. Susanne Wille tingelte schon für die Sendung «Einfach luxuriös» nach Rio de Janeiro. Aktuell weilt sie wieder in Brasilien zwecks aufwühlender Berichterstattung für die «Rundschau». Und im Sommer darf Reisefachfrau Susanne Wille Fischlin erneut für ein paar Wochen nach Brasilien fliegen. Inklusive Wohnung für Ehemann Franz Fischlin Wille und die drei Kinder. Familiennachzug einmal andersrum. Und alles auf Kosten von uns Gebührenzahlern.

Damit das Fussballfest nicht allzu heiter wird, gibt SRF schon jetzt einen Vorgeschmack auf die Sozialkritik, die uns Sportkonsumenten als «Hintergrundberichte» erwartet: Afro-brasilianische Strassenverkäuferinnen («Wie Tiere behandelt») – Demonstrationen und Ausschreitungen («Ganz Brasilien ist in Aufruhr») – reiche Täter und arme Opfer («Steine auf Fifa-Bosse geworfen») – Widerstand von Bürgerkomitees («Obdachlose mit Gewalt vertrieben»). Dabei könnte man die Probleme des sportlichen Grossereignisses ganz einfach auf die Rampe kriegen: Der fünffache Weltmeister Brasilien will die Weltmeisterschaften 2014 lieber gewinnen, als sie zu organisieren.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Eidg. Apartheid

Von Peter Bodenmann — Blechhütten für Mandela, Holzbaracken für Saisonniers. Immer mit dabei: Ulrich Schlüer.



Verdammt viel Ausdauer: SVP-Urgestein Schlüer.

Minenarbeiter ohne Rechte sind billiger als Minenarbeiter, die sich gewerkschaftlich und politisch organisieren dürfen. Ausbeutung braucht Repression und umgekehrt. Die Weissen in Südafrika waren die Stehler. Sie unterdrückten die Schwarzen. Verweigerten ihnen alle Rechte und beuteten sie aus.

Die Rechten in der Schweiz waren die Hehler. Sie verhinderten den Uno-Beitritt, um sich dank Direktinvestitionen, dank Handel mit Gold, Diamanten und Devisen die eigenen Taschen zu füllen.

Die Geheimdienste und die Militärs des Apartheid-Regimes und jene der Schweiz steckten während Jahrzehnten unter einer gemeinsamen dreckigen Decke. Auch deshalb darf bis heute niemand die Akten dieser Zeit einsehen.

Billige Knechte für die Bauern

Eine treibende politische Kraft zugunsten der südafrikanischen Rassisten war Christoph Blocher. Für ihn und seine Freunde des weisen Südafrika hatten die Weissen zu Recht Angst vor Mandela, sass dieser folglich zu Recht im Gefängnis.

Jetzt weinen – im Gegensatz zu Blocher – fast alle Krokodilstränen. Allen voran Ueli Maurer, der Mandela in den höchsten Tönen lobt.

Die offizielle Schweiz ist ohne Gedächtnis und deshalb ohne Anstand. Sie will nicht einmal nach dem Tod Mandelas ihre Archive öffnen.

Die Schweizer Form der Apartheid war das Saisonnierstatut. Auch am Bahnhof von Brig wurden die Italiener jedes Jahr wie Vieh grenzsanitär untersucht und aussortiert.

Die «Tschinggen» – wie die Fremdenfeinde sie nannten – hausten in Holzbaracken. Vier bis sechs Saisonniers im gleichen Zimmer. Frauen und Kinder mussten in Italien bleiben. Die Secondos müssten endlich ihre Väter und Grossväter erzählen lassen.

Denn jetzt will Toni Brunner das Saisonnierstatut wieder einführen. Damit die Bauern wieder rechtlose und billige Knechte bekommen.

Wer war der Sekretär von James Schwarzenbach? Wer war im Vorstand der Arbeitsgruppe südliches Afrika, die die Rassisten verteidigte? Wer ist der Sekretär der neuen Blocher-Kampftruppe gegen Personenfreizügigkeit und Bilaterale? Immer der gleiche Ulrich Schlüer. Einst Sekretär von James Schwarzenbach. Und jetzt Sekretär von Christoph Blochers Anti-EU-Kampftruppe.

Eines muss man Schlüer lassen: Er hat eine klare Linie. Und verdammt viel Ausdauer.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Champagner fürs Hirn.



Verblüffen Sie mit einem prickelnden Weihnachtsgeschenk. Und bleiben Sie 50 Wochen in bester Erinnerung. Bestellen sie jetzt ein Geschenkabo unter www.weltwoche.ch/abo oder rufen Sie unseren Kundendienst an: Telefon 043 444 57 01.



Der diskrete Charme der Zürcher Aristokratie

Sie tragen einen grossen Zürcher Namen und sind sehr zurückhaltend. Der Tages-Anzeiger berichtet zwischen Weihnachten und Neujahr über die diskrete Zürcher Aristokratie.

Teil 1: Freitag, 27. Dezember 2013

Auf der Suche nach dem Zürcher Adel führt kein Weg an der exklusiven Gesellschaft der Schildner zum Schleggen vorbei.

Teil 2: Samstag, 28. Dezember 2013

Ihr Stammbaum ist viereinhalb Meter lang. Keine Zürcher Familie gibt es schon so lange wie diejenige von Reinhard und Florian von Meiss.

Und Markus Notter zum Thema: Wie man Einfluss nimmt.

Teil 3: Montag, 30. Dezember 2013

Sie kamen als Religionsflüchtlinge nach Zürich. Stephanie von Orelli spricht Basler Dialekt und gehört einer der bedeutendsten Zürcher Familien an.

Und Markus Notter zum Thema: Wie man Einfluss bekommt.

Teil 4: Freitag, 3. Januar 2014

Sie waren rangmässig den Habsburgern gleichgestellt. Ulrich von Bonstetten gehört zum Berner Zweig der hochadligen Familie, die in Zürich ausgestorben ist.

Und Markus Notter zum Thema: Wie man Einfluss verliert.

Teil 5: Samstag, 4. Januar 2014

Er ist das Gedächtnis der Zürcher Familien. Ein Gespräch mit Conrad Ulrich über das alte Zürich und das Selbstverständnis der alteingesessenen Zürcher.

Dranbleiben.

Tages-Anzeiger

Die Paarung von Pinguinen

Von Kurt W. Zimmermann — Heute etwas Systemtheorie. Journalisten wissen viel von der Welt, aber nichts von ihrem Publikum.

Ich werde oft gefragt, wie Journalisten funktionieren. Ich sage dann immer, das sei einfach zu verstehen. Man müsse nur Niklas Luhmann lesen.

Niklas Luhmann, dieser grosse Soziologe, ist der Vater der Systemtheorie. Die Systemtheorie erklärt, wie Lebewesen funktionieren und kommunizieren. Auch Journalisten sind Lebewesen.

Journalisten arbeiten für ein Publikum. Sie arbeiten genauso für ein Publikum, wie dies Theaterschauspieler und Zirkusclowns tun. Aber es gibt einen wichtigen Unterschied. Den Journalisten ist das Publikum letztlich egal.

Der Masstab der journalistischen Arbeit ist nicht das Publikum. Der Masstab der Arbeit ist die eigene Branche, also die Berufskollegen.

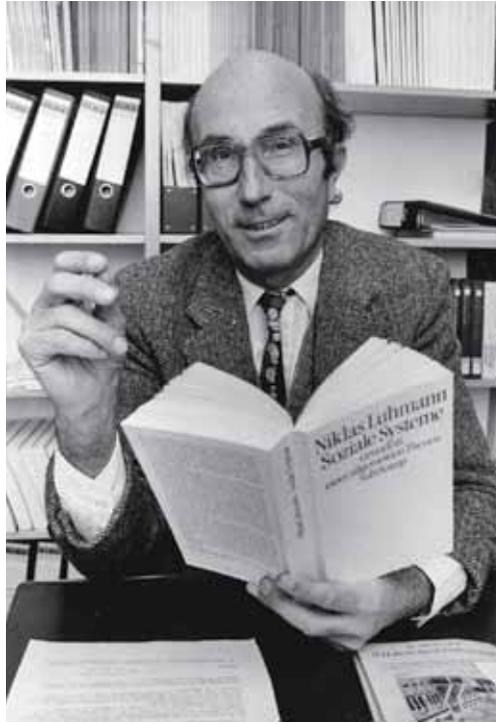
Man nennt dies «selbstreferenziell». Selbstreferenzialität ist ein Ausdruck aus Luhmanns Systemtheorie. Selbstreferenzialität beschreibt, wie eine Gruppe nur auf die eigene Gruppe fixiert ist und ihre Funktionalität nur an internen Kriterien misst.

Der Wert der eigenen Arbeit wird über die mediale Wahrnehmung der eigenen Arbeit definiert. Eine Publikation ist dann eine gute Publikation, wenn andere Publikationen die Publikation reproduzieren. Wenn ein Journalist in anderen Medien zitiert wird, ist dies der grösste Glücksfall im Leben eines selbstreferenziellen Lebewesens.

Darum ist der sogenannte Enthüllungsjournalismus für Journalisten auch dermassen erstrebenswert. Wenn es um all diese Mörgelis, Hildebrands und Henslers geht, dann ist die externe Reproduktion der internen Produktion garantiert.

Nun kann man sich über diese Obsession lustig machen, aber man muss es auch verstehen. Journalisten arbeiten zwar für ihr Publikum, aber sie haben keinen Kontakt zum Publikum. Das unterscheidet sie von den Theaterschauspielern und Zirkusclowns, die ihre Wirkung jeden Tag an der Stärke des Applauses messen können.

Journalisten können das nicht. Sie haben keine vergleichbaren Rückmeldungen. Die Resonanz ihres Publikums besteht allenfalls aus ein paar zufälligen Leserbriefen. Journalisten wissen nicht, was das Publikum von ihnen hält. Darum orientieren sie sich für ihr Feedback an der eigenen Branche. Die Resonanz einer Zeitung ermisst sich daran, ob diese Zeitung in anderen Zeitungen zitiert wird. Es ist Inzest, aber systemtheoretisch unvermeidlich.



Selbstreferenziell: Soziologe Luhmann.

Zahlen helfen in diesem Dilemma auch nicht weiter. Die TV-Einschaltquoten sagen wenig darüber aus, ob die Zuschauer die Sendung nun für hervorragend oder für mittelmässig halten. Die Kioskverkäufe eines Blattes sagen wenig darüber aus, ob die Schlagzeile auf der Eins nun gut oder weniger gut war.

Weil Journalisten ihr Publikum nicht kennen, ist das Publikum auf Redaktionen ein ständiges Mysterium. «Die Leser» und «die Zuhörer» und «die Zuschauer» können als Argument für alles und für nichts herangezogen werden.

Wenn in einer Redaktionssitzung ein Journalist zum Beispiel vorschlägt, eine Reportage über das Paarungsverhalten von peruanischen Pinguinen zu schreiben, und man ihn dann fragt, warum er auf das Paarungsverhalten von peruanischen Pinguinen komme, dann sagt der Journalist wie aus der Pistole geschossen: «Weil das unsere Leser interessiert.»

Natürlich funktioniert das Muster auch umgekehrt. Wenn in einer Redaktionssitzung ein Journalist zum Beispiel vorschlägt, eine Reportage über das Balzverhalten von brasilianischen Braunbären zu schreiben, und man will diese Reportage nicht, dann sagt man wie aus der Pistole geschossen: «Das interessiert unsere Leser nicht.»

Wie finden Sie diese Kolumne? Ich weiss nur eines: Das Publikum ist verrückt danach.

Nobelpreis

Von Beatrice Schlag — Mandela und Frederik Willem de Klerk.

Das Nelson Mandela für viele Menschen war, was man sehr altmodisch und bewegt einen Helden nennt, ist tausendfach geschrieben worden. Und zwar schon lange bevor er starb. Am Tag, an dem er aus dem Gefängnis entlassen wurde, feierten Millionen. Eines der hässlichsten Regimes der Welt war zu Ende. Viel zu spät, aber es war endlich am Boden.



Kaum jemand feierte Frederik Willem de Klerk, Südafrikas Ministerpräsident. Er war die Hassfigur schlechthin, der hässliche Weisse, der nicht begriffen hatte, dass er von der Geschichte längst überholt worden war. Es war bekanntlich nicht so. Niemand wusste damals, dass de Klerk, erst seit wenigen Monaten Ministerpräsident, Mandela bereits für Gespräche aus dem Gefängnis hatte schmuggeln lassen und dass die beiden hinterher übereinander ziemlich genau dasselbe sagten wie Margaret Thatcher über Michail Gorbatschow: «Mit dem Mann kann man ins Geschäft kommen.»

Wenige Tage vor Mandelas Freilassung hatte de Klerk, praktisch ohne Mitwissen seiner gesamten Partei, eine Rede gehalten, in der er ziemlich alle Grundpfeiler der Apartheid weggefegt hatte. Er sei, sagte de Klerk, seinem Instinkt gefolgt: «Wenn man dem Hund den Schwanz abschneidet, dann sollte man das mit einem einzigen Schnitt tun.» In einer trockenen, halbstündigen Ansprache vor dem Parlament verkündigte der Ministerpräsident das Ende von Rassentrennung und Parteiverboten und das Wahlrecht für alle.

Mandela, er war noch immer hinter Gittern, sagte: «Es war ein atemberaubendes Moment. In einem einzigen Aufschwung hatte er es geschafft, die ganze Situation in Südafrika zu normalisieren. Unsere Welt wurde über Nacht verändert.» Natürlich kam die Veränderung der Welt in Südafrika um Jahrzehnte zu spät. Und natürlich wäre sie ohne Nelson Mandela unmöglich gewesen. Aber das Nobel-Komitee in Stockholm wusste, was es tat, als es 1993 den Friedensnobelpreis nicht nur an Mandela, sondern auch an de Klerk vergab. Heldentum ist kaum jemandem gegeben. Aber auch die Grösse, für einen Besseren den Platz zu räumen, ist nicht sehr verbreitet.

Auf www.weltwoche.ch finden Sie zwei Interviews mit Frederik Willem de Klerk aus unserem Archiv.

Leserbriefe

«Das gewählte Cover ist meisterhaft gelungen. Es veranschaulicht, was auf unser Land und unser Volk zukommt.» *Valentin Gambon*



«Besser geht's nicht»: Titelbild der letzten Ausgabe.

Langsam dämmert es

Nr. 49 – «Schönfärber der Zuwanderung»; Roger Köppel über die Personenfreizügigkeit

«Leider» ein Superartikel über eine mehr als brenzlige Situation. Noch besser, wenn sich auch andere Medien – vor allem linke – diesem Thema so annehmen würden, von den Politikern ganz zu schweigen. *Wil Vonier, Oberrieden*

Welch ein bundesrätliches Lamento zu einer möglichen Zuwanderungsbeschränkung beziehungsweise einer Kontingentierung! Der Grafik «Zuwanderung aus der EU im Jahr 2012» ist zu entnehmen: «Ärzte und Krankenschwestern» zusammen 2,7 Prozent, «Baugewerbe» 3,1 Prozent, «Küchen- und Servicepersonal» zusammen 5,8 Prozent. Ich meine, der Bedarf dieser Berufsgruppen könnte weiterhin über Einwanderungskontingente sichergestellt werden. Dafür wäre in den Gruppen «Familiennachzug», «nicht bestimmbare Berufe» und «ohne Erwerbstätigkeit», alle zusammen 37 Prozent, die notwendige Reduktion zweifelsohne verdaubar. *Isidor Bürgi-Walser, Frick*

Schon vor Jahrzehnten, als wir als Touristen durch die Schweiz, das Kleinod Europas, fuhren, fiel uns insbesondere auf, wie stark all die wunderbaren Seen umbaut und deren Ufer verbaut waren, und dieser Eindruck verstärkte sich bei Nacht, bei Beleuchtung. «Hier dürfte kein Meter mehr vergeben werden», war unser Empfinden. Ein Land braucht auch Land-

schaftstiefe! Wer hier das Wort «Zuwanderer» in den Mund nimmt, handelt schon verantwortungslos. *Arthur Schanz, B-3090 Overijse*

Zum Titelbild: Eine fröhliche, buntgemischte, internationale Gesellschaft unterwegs nach Morschach: Was für ein freudiges Ereignis für das empfangsbereite «Grandhotel Axenstein», wo die willkommenen Migranten grosszügig einquartiert und versorgt werden. Was für ein Zugewinn für Meinrad Inglins Welt: welch gelungener Kontrast!

Antonio Scherrer, Kilchberg

Ob die Nettozuwanderung steigt, weil mehr Einwanderer kommen oder weniger Leute auswandern, macht bezüglich der Auswirkungen keinen Unterschied. Auch wenn das Bruttoinlandprodukt pro Kopf leicht gestiegen ist, heisst das noch lange nicht, dass alle Leute davon profitiert haben: möglicherweise vor allem die Unternehmen und ihre Manager. Warum Kontingente in der Schweiz nicht wirksam sein sollen, wenn doch andere, grössere Staaten (Kanada, USA, Australien) diese erfolgreich einsetzen, ist schleierhaft. Dass der gestiegene Konkurrenzdruck auf dem Arbeits- und Wohnungsmarkt nicht spürbar sein soll, widerspricht den Erfahrungen und der Theorie.

Bundesrat, Wirtschaftsverbände und die von ihnen abhängige Presse sind die Einzigen, die sich noch ohne Skrupel für die Personenfreizügigkeit einsetzen. Selbst bei der internationalistisch eingestellten SP dämmert es langsam, dass

es mit der ungebremsen Massenzuwanderung so nicht weitergehen kann. Zum Glück gibt es noch freidenkende Schweizerinnen und Schweizer, die unbeeindruckt von Auftragsstudien, PR-Kampagnen, Bundesratsauftritten und EU-Drohungen das Mass von der Masslosigkeit unterscheiden können. *Alex Schneider, Küttigen*

Das gewählte Cover ist meisterhaft gelungen. Es veranschaulicht in durchaus realistischer Weise, was auf unser Land und unser Volk zukommt, ohne hintergründigen Fremdenhass und ohne Angst zu schüren. Besser geht's nicht! *Valentin Gambon, Horgen*

Etwas mehr Einsicht

Nr. 49 – «Der bessere Schweizer»; Rico Bandle über Pedro Lenz

Der Schriftsteller Pedro Lenz ist ein interessanter Mann, weshalb ihn die *Weltwoche* wohl auch porträtiert hat. Ein typischer Aussteiger in jungen Jahren, mit zweifellos vielen künstlerischen Qualitäten, wie es scheint. Aber: Warum denn seine Identifizierung mit ultralinken Träumern wie dem jungen Studenten Cédric Wermuth – in der *Weltwoche* seinerzeit wohl zu nett als «Mister Harmlos» bezeichnet – und mit andern, älteren (und alten), unverbesserlichen Ideologen des sogenannten Club Helvétique, unter welchen auch und vor allem die von Lenz ungeliebten Szene-Linken (die er im Artikel namentlich benennt) den Ton angeben?

Überrascht hätte es, wenn bei dieser Gelegenheit Christoph Blocher unerwähnt geblieben wäre! Ein reicher Mann ist halt a priori ein schlechter Mensch, der es nur durch rücksichtslose Ausbeutung der andern zu Reichtum gebracht hat (selbst wenn er sich als grosszügiger Spender immer und immer wieder hervortut). Da sind Pedro Lenz und seine Gesinnungsgenossen auf einem Auge komplett blind! Sind das «Geschäfte mit dem Teufel», wenn ein Unternehmer für Hunderte von Menschen Arbeit bereitstellt, sich in harter internationaler Konkurrenz behauptet und dabei hohe persönliche Risiken einght?

Etwas mehr Einsicht in die Mechanismen des für den Menschen unabdingbaren Wirtschaftsgeschehens wäre auch von einem begabten Künstler wie Pedro Lenz zu erwarten, zumal, wie im Artikel angeführt, dessen Vater Direktor in der bekannten Langenthaler Porzellanfabrik war und diesbezüglich seinem Sohn sicherlich einen kompetenten Einblick in das Wirtschaftsleben hat geben können.

Ulrich Schär, Zumikon

Schmierenskomödie

Nr. 49 – «Weg mit dem <Schädling>»; Philipp Gut über den Fall Mörgeli

Darf man wissen, wie viele Fortsetzungen der unsäglichen Mörgeli-Geschichte uns noch

drohen? Falls es sich bei Herrn Mörgeli nicht um eine Galionsfigur der SVP handelte: Würde die *Weltwoche* dann mehr als eine Druckseite (insgesamt) auf diese drittklassige Schmierenkömdie verschwenden? Könnten Ihre ausgezeichneten Recherchierjournalisten sich nicht mit lohnenderen Dingen abgeben?

Peter Wehrli, Bern

Tagtraum vom Vogelflug

Nr. 49 – «Aufstand gegen die Bildungsbürokraten»; Alain Pichard über den Lehrplan 21

Bei der Lektüre des Lehrplans 21 versank ich in einen Tagtraum. Darin schlug ein grünes Kommissionsmitglied vor, als 4754. Kompetenz die des Vogelfluges aufzunehmen. Dadurch könne viel Benzin gespart und also die Umwelt geschont werden. Ein Kollege, der früher einmal Freude an der Physik hatte, wandte ein, für den Menschen sei das Erlernen des Vogelfluges schwierig, wenn nicht unmöglich. In der Kommission sass aber auch ein Wissenssoziologe. Der berief sich darauf, dass die Naturwissenschaften bekanntlich weitgehend durch die herrschende gesellschaftliche Ideologie bestimmt würden. Man müsse lediglich die Physik von ihrem ideologischen Korsett befreien, dann stünde der Verbreitung des Vogelfluges unter den Menschen weiter nichts im Wege. Ein Problem ergebe sich allenfalls noch mit den Lehrern, die künftig die Schulung durchzuführen hätten und wie alle Lehrer träge und konservativ seien. Hierauf erging ein Antrag, für die Einrichtung einer Professur für Vogelflug an der Abteilung Turnen und Sport der Universität einzutreten und das VBS um Unterstützung durch die Sportschule Magglingen zu ersuchen. Alle Anträge wurde, ohne Gegenstimme gutgeheissen, bei einer Enthaltung. Der Physikbegeisterte beschloss insgeheim, sich besser über den Stand der Wissenssoziologie zu informieren. *Urs Oswald, Zürich*

Genau so ist es: Man will mit dem Lehrplan 21 den Pelz waschen, ohne ihn nass zu machen. Das heisst, es werden Hunderte von Seiten über alle möglichen und unmöglichen Dinge geschrieben und detailliert ausgewalzt bis zum Gehtnichtmehr, aber um jene Themen, bei denen viele Leute endlich eine echte Harmonisierung erwartet haben, macht man einen riesigen Bogen. Am heissdiskutierten und umstrittenen Thema Frühfremdsprachen beispielsweise will man sich nicht die Finger verbrennen. Das ist Feigheit, Unvermögen und Duckmäusertum zugleich und nur einer der zahlreichen Gründe, warum ein solcher Lehrplan keinesfalls eingeführt werden darf. Hut ab vor diesen Bieler Lehrern, die sich nicht alles bieten lassen und die erkannt haben, dass es überhaupt keinen neuen Lehrplan braucht. *Oskar Meier, Bazenhaid*

Grosse Erleichterung

Nr. 48 – «Ich möchte frei sein»; Interview mit «Carlos»

Zuallererst möchte ich dem Interviewer meinen Respekt aussprechen, dass er sich nonkonformistisch mit den Geschehnissen rund um den jungen Mann «Carlos» auseinandersetzt. Angeregt durch die deswegen in den Leserbriefen erschienene Kritik, ist es mir ein Anliegen, mitzuteilen, dass ich den Artikel als grosse Erleichterung empfunden habe. Erleichtert darüber, dass nach dieser einseitigen, aufwiegelnden, manipulierenden, ja skrupellosen Kampagne, die eine differenzierte Auseinandersetzung schlichtweg verunmöglichte, doch noch jemand die Zivilcourage besitzt, aufzuzeigen, dass es in einem Rechtsstaat höchst fragwürdig und bedenklich ist, aufgrund einer allgemeinen Volkswut einen Menschen einzusperren. Da ist es nur recht und billig, dass der junge Mann die Möglichkeit bekam, auf den zwei Seiten Ihrer Zeitung seine Sicht der Dinge darzustellen. Eine vermeintliche Ungerechtigkeit (zum Beispiel Ausgaben für Täter höher als für Opfer) wird doch nicht gerechter durch eine weitere Ungerechtigkeit.

Eva Küng, Engelberg

Korrigenda

Die Bildunterschrift zum Artikel «Schönfärber der Zuwanderung» (Nr. 49/13) ist falsch. In der Bildmitte ist nicht, wie angegeben, Innenminister Berset, sondern Aussenminister Burkhalter zu sehen.

Im «Intern» des Sonderhefts «Winterzauber» steht fälschlicherweise, Ascona liege am Luganersee. Die Tessiner Gemeinde befindet sich natürlich am Lago Maggiore.

Wir bitten in beiden Fällen um Entschuldigung. *Die Redaktion*

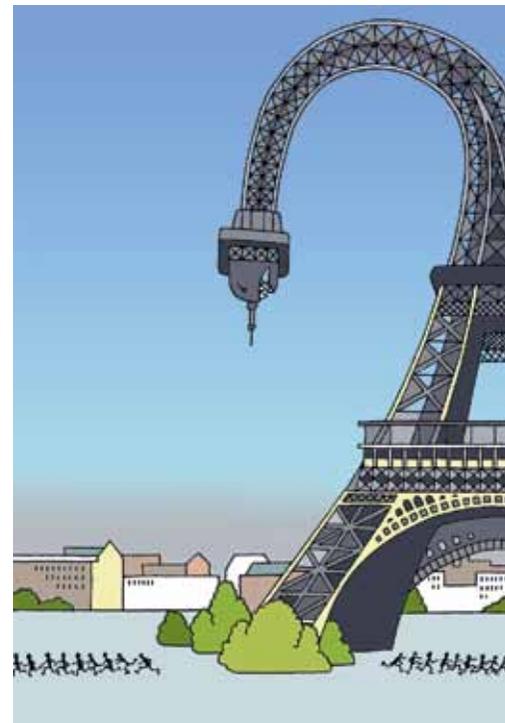
Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach,
8021 Zürich.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man in Paris gewesen sein, ohne den Eiffelturm gesehen zu haben?

Daniel Widmer, Aarau

Die Antwort lautet ethisch einwandfrei: Man darf. Doch kann man auch? Die Pariser Bewohner schreiten zwar grundsätzlich gesenkten Blickes durch ihre Stadt, um dem omnipräsenten Hundedreck zu entgehen; doch irgendwann stösst ihr Blick unweigerlich auf das Wahrzeichen ihrer Stadt – selbst nachts, wenn es zur vollen Stunde funkelt. Unser Ratschlag, wenn Sie die grandiose Sicht über die Dächer von Paris geniessen wollen, ohne dass der Eiffelturm den Blick verstellt: Besuchen Sie sein drittes Stockwerk auf 276 Meter Höhe.

Stefan Brändle, Paris

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

NEW

-Radio-

BLUESKY

MAGIC MOMENTS

Digitalradio DAB+ bietet eine wesentlich bessere Tonqualität als UKW-Radio. Auch unterwegs störungs- und Automatische Sendersuche nach Radionamen. DAB+ Radios gibt es im Handel bereits ab CHF 30.-. Mehr In

70s – 80s GREATEST HITS

Jetzt zuschalten via Digitalradio DAB+,
Kabel, Satellit und auf www.blueskyradio.ch

unterbrechungsfreier Empfang.
Infos auf www.blueskyradio.ch

DAB+
Digital Audio Broadcasting

Verlängerte die Schweiz die Apartheid?

Hat die Schweiz durch ihre Wirtschafts- und Finanzbeziehungen die Rassentrennung in Südafrika verlängert? Das ist die falsche Frage. Die richtige lautet: War das Apartheidregime mit Wirtschaftssanktionen allein zu besiegen. *Von Werner Vogt*

Der Sieg über das Apartheidregime konnte nur im Sinne eines geordneten Rückbaus erfolgen, wie man im Baugewerbe sagt, und sicher nicht über die Abbruchbirne oder über eine Sprengung. Vergegenwärtigen wir uns das Jahr 1985. Zunächst die globale politische Ebene. Michail Gorbatschow hatte seine Politik von Glasnost und Perestroika eben erst begonnen, und die Berliner Mauer stand noch grundsolide. Südafrika war eine Atommacht – das Land hatte mit Israels Unterstützung sieben Atombomben gebaut. Südafrika lag an einer globalstrategisch wichtigen Position nicht nur wegen des Seewegs um das Kap der Guten Hoffnung, sondern auch wegen seines gigantischen Reichtums an Bodenschätzen.

Sowohl der US-Präsident Ronald Reagan wie die britische Premierministerin Margaret Thatcher hätten nie zugelassen, dass Südafrika in einem Chaos versinkt wie Angola und Moçambique in den siebziger Jahren. Im Gegenteil. In Molepolole, Botswana, nahe der südafrikanischen Grenze, ist ein Militärflughafen, der Pisten für Grossraumtransporter hat. Von hier aus wäre eine westliche Intervention im Notfall erfolgt.

Der African National Congress (ANC) hatte es seit 1960 nicht geschafft, das Regime in Pretoria militärisch zu gefährden. Für Gorbatschow Grund genug, dem ANC die finanzielle

Unterstützung zu entziehen. Er forderte ihn auf, das Gespräch mit dem Apartheidstaat zu suchen. Das tat der ANC in der Folge auch. Gleichzeitig beschloss man eine strategische Neuorientierung. Einerseits sollten die Townships, ja ganz Südafrika unregierbar gemacht werden. Dies löste ein Blutbad zwischen dem ANC und der Zulu-Partei Inkatha aus. Tausende von Toten waren die Folge.

Druck des Big Business

Parallel formierte sich unter dem Schirm der United Democratic Front (UDF) eine Sammlungsbewegung aus Gewerkschaften und Teilen der Zivilgesellschaft, die so gross war, dass sie vom Regime nicht mehr unterdrückt werden konnte. Durch Streiks und Boykotte entstanden der Wirtschaft Millionenschäden. Mitte der achtziger Jahre wurde der Druck des Big Business zunehmend energischer. Auch der Afrikaner Anton Rupert, Vorsitzender der Rembrandt-Gruppe, redete mit Pretoria Klarheit und forderte die Abschaffung der Apartheid.

Schmerzhaft war auch der Druck aus dem Ausland. Desinvestitionen und Handelssanktionen wurden in vielen Ländern nicht nur gefordert, sondern auch implementiert. Zwar standen diese in einem direkten Zusammenhang mit der Stärke der Antiapartheidbewe-

gungen. Diese waren in den USA und in Grossbritannien wesentlich stärker und einflussreicher als in Deutschland oder der Schweiz. Was die Desinvestitionen angeht, so war der Erfolg mässig: Südafrikanische Konzerne kauften die Firmen oder Firmenanteile, die Amerikaner und Briten aus Angst vor dem Reputationsrisiko günstig abstossen mussten. Ebenso absurd wie kreativ war die Art und Weise, wie beispielsweise Coca-Cola mit der Situation umging: Man belieferte den südafrikanischen Markt kurzum aus dem benachbarten Swasiland. Die Nachfrage war da und das Angebot auch. Es sollte an dieser Stelle wieder einmal betont werden, dass es die einfache Arbeiterschaft war, die am meisten unter Sanktionen und Desinvestitionen litt, vor allem dann, wenn Stellen abgebaut wurden.

Grundlage für Kontinuität

Tatsache ist, dass der ANC 1994 heilfroh war um die riesige wirtschaftliche Substanz, die Südafrika trotz der Sanktionen noch hatte. Deutsche und Schweizer Firmen erhielten ihr Engagement in Südafrika aufrecht, dies war im nunmehr demokratischen Land die Grundlage für Kontinuität und Expansion. Sowohl BMW (in Pretoria) wie Mercedes (in East London) bauten ihre Kapazitäten aus. Die beiden Vorstandsvorsitzenden, die diese Entscheidungen fällten, Bernd Pischetsrieder und Jürgen Schrepp, hatten als junge Manager beide ihre Spuren im alten Südafrika abverdient.

Es ist ganz klar, dass sowohl Desinvestitionen wie Sanktionen unangenehm waren und das Leben komplizierten. Die Buren fanden tausend Mittel und Wege, um die Sanktionen zu umgehen. Südafrika wurde nicht in die Knie gezwungen. Schmerzvoll war die Ankündigung der damaligen Chase Manhattan Bank vom 31. Juli 1985, Südafrika keine Darlehen mehr zu gewähren und die laufenden nicht zu verlängern. Im Nu verkündeten acht weitere amerikanische Banken dasselbe.

Südafrika steckte mitten in einer Schuldenkrise. Allein im September waren Verbindlichkeiten von vierzehn Milliarden US-Dollar fällig. Es war der ehemalige Schweizer Nationalbank-Chef Fritz Leutwiler, der als Vermittler zwischen der südafrikanischen Regierung und den Gläubigern auftrat und drei Umschuldungsvereinbarungen aushandelte. Aber niemand in Washington oder London wäre auf die Idee gekommen, Südafrika kollabieren zu



Umschuldungsverhandlungen: Fritz Leutwiler (Mitte), Pik Botha (rechts), Gerhard de Kock.



Militärische Ehren: Staatsempfang mit Bundesrat Arnold Koller auf dem Landgut Lohn in Kehrsatz, 1997.

lassen. Pretoria hatte einen Schuss vor den Bug bekommen, keine Breitseite.

Das Schockjahr 1985 hatte aber durchaus seine heilsame Wirkung. Es begannen eine Reihe von Gesprächen zwischen allen wesentlichen Akteuren, und dies nicht immer koordiniert. Da war zunächst die Initiative des Big Business. Kein Geringerer als der CEO des allmächtigen südafrikanischen Bergbaukonzerns Anglo American, Gavin Relly, reiste an der Spitze einer Delegation nach Sambia, wo man sich mit der ANC-Spitze austauschte. ANC-Präsident Oliver Tambo und sein Infor-

Es ist naiv, anzunehmen, dass Südafrika durch Druck in die Knie hätte gezwungen werden können.

mationschef Thabo Mbeki überzeugten nicht nur durch ihre hohe Gesprächskultur, sondern auch mit ihrem *Savoir-vivre*.

Bei einem guten Scotch kam man sich näher. Auch derjenige, dem man es nie zugetraut hätte, setzte neuerdings – streng geheim – auf Dialog: Präsident Pieter Willem Botha. Er trug den Übernamen «Groot Krokodil» (grosses Krokodil) nicht zu Unrecht. Er lud Mandela zu Gesprächen ein, wobei der berühmte politi-

sche Gefangene gerührt war, wenn ihm der greise Präsident mit zittriger Hand selbst den Tee eingoss.

Aber Botha konnte nicht zum letzten Sprung ansetzen. Er wusste, dass man genauso wenig ein bisschen Demokratie einführen kann, wie man ein bisschen schwanger sein kann. Botha war der Gorbatschow Südafrikas. Er wollte die Apartheid reformieren. Ohne es zu wollen, schuf er die Grundlagen zu deren Abschaffung. Er war von dieser sprichwörtlichen burischen Sturheit, die es gebraucht hatte, dass das von den Briten im Burenkrieg (1899–1902) am Boden zerstörte Volk sich wieder aufraffte und sich in einem halben Jahrhundert die Macht erkämpfte. Bothas Mutter war in einem englischen Konzentrationslager gewesen. Nur über seine Leiche hätte er vor einem Gegner, bestehend aus ausländischen Politikern, Spitzendiplomaten und Aktivisten, kapituliert.

Es brauchte auch kluge Diplomaten

1989 überstürzten sich die Ereignisse: Im März der (segensreiche) Herzinfarkt von Botha, am 14. August sein Rücktritt und die Amtsübernahme durch de Klerk. Am 9. November: der Fall der Berliner Mauer. Schliesslich an der Parlamentseröffnung 1990 am 2. Februar der Befreiungsschlag: die Ankündigung, dass der

Bann aller politischen Parteien aufgehoben und Nelson Mandela aus dem Gefängnis entlassen würde.

Es ist naiv, anzunehmen, dass Südafrika nur durch Druck allein in die Knie hätte gezwungen werden können. Es brauchte die Drohkulisse – ebenso sehr brauchte es aber kluge Unterhändler und Spitzendiplomaten wie den amerikanischen Unterstaatssekretär Chester Crocker oder den britischen Botschafter Sir Robin Renwick, die hart in der Sache waren, aber mit der Botschaft: Wir kommen als Freunde und wollen euch zum Erfolg verhelfen.

Frederik Willem de Klerk hat im Gegensatz zu seinem Vorgänger den grossen Sprung gewagt. Damit war aber erst der erste Schritt getan, und brandgefährliche vier Jahre nahmen ihren Anfang. Nicht auszudenken, wenn de Klerk oder Mandela oder beide umgebracht worden wären.

Schweizer Unternehmer und Unternehmen, aber auch Schweizer Missionare und Missionsärzte waren lange vor dem Beginn der Apartheid in Südafrika und haben ihre Präsenz auch zwischen 1948 und 1994 aufrechterhalten. Daran war nichts Verwerfliches. Im Gegenteil. Die von Schweizer Firmen beschäftigten Schwarzen und alle, die davon ernährt wurden, haben es ihnen gedankt. ○

Ein Held verlässt die Bühne

Während fast dreier Jahrzehnte war er der berühmteste politische Gefangene. Nach seiner Freilassung wurde er Friedensnobelpreisträger, der erste schwarze Präsident Südafrikas und eine Monumentalfigur der Zeitgeschichte. *Ein Augenzeugenbericht von Werner Vogt*

2. Februar 1990: die jährliche Parlamentseröffnung nach den fünfwöchigen sommerlichen Weihnachtsferien in Kapstadt, Südafrika. Ein zeremonieller Anlass, von dem ein Besucher der NZZ Jahrzehnte zuvor geschrieben hatte: «Allein die Hüte der Damen hätten eine Reise ans Kap der guten Hoffnung gerechtfertigt.» 1990 ging es aber nicht um extravagante Kopfbedeckungen. Vielmehr stand die Zukunft des Landes auf dem Spiel. Wenige Wochen waren vergangen seit dem Fall der Berliner Mauer am 9. November 1989. Letzteres Grossereignis nach Jahrzehnten des Kalten Kriegs hatte sehr viel zu tun mit dem, was sich an diesem Freitagmorgen in Kapstadt abspielte.

Präsident Frederik Willem de Klerk liess im wahrsten Sinn des Wortes eine Bombe platzen: Sämtliche verbotenen Parteien würden ab sofort erlaubt, allen voran der African National Congress (ANC). Hier schnappten schon viele Abgeordnete der Nationalen Partei nach Luft, doch es sollte noch dicker kommen: Sämtliche politischen Gefangenen würden innert kürzester Zeit auf freien Fuss gesetzt. Spätestens an dieser Stelle wurde das Raunen zum Tumult, und ein Vokabular aus der unteren Schublade hielt Einzug ins ehrwürdige Parlamentsgebäude. F.W. de Klerk hatte instinktiv erkannt, dass das Apartheidsystem im Handstreich beendet werden musste. Er war in diesem Moment knapp ein halbes Jahr im Amt. Es war ein Geniestreich, für den er viel zu wenig Kredit erhielt, absurder- und bedauerlicherweise gerade von Nelson Mandela.

Absenz von Rachegefühlen

Wenige Tage später war es so weit: Am 11. Februar verliess Nelson Mandela nach 27 Jahren in Haft, die meiste Zeit davon auf Robben Island, das Victor-Verster-Gefängnis in Paarl als freier Mann, Hand in Hand mit seiner zweiten Frau Winnie, die aus Soweto angereist war, die Faust zum Triumph erhoben. Wer damals meinte, der Kommunistengruss lasse Schlimmes erahnen, wurde bald eines Besseren belehrt. «Versöhnung» war das Thema seiner ersten Rede in Soweto vor 120 000 Leuten. Es war mit Sicherheit nicht so, dass diese Botschaft nur auf Anklang stiess. Nach Jahrzehnten des politischen Kampfs gegen die Unterdrückung war gerade bei der ANC-Jugendliga das Lied «Kill the Farmer – Kill the Boer» sehr beliebt. Die Absenz von Rachegefühlen machte Nelson Mandela über Nacht zum weltweit gefeierten Star.

Woher kam der Mann, der die Welt als einer der letzten Helden der internationalen politischen Welt verlässt? Die Antwort ist ebenso einfach wie sie von reicher Komplexität ist. Nelson Rolihlahla Mandela wurde am 18. Juli 1918 in der Transkei (heutige Provinz Eastern Cape) geboren. Er gehörte den Xhosa – einer der beiden grössten Ethnien in Südafrika – an. Innerhalb der Xhosa war er ein Angehöriger der Thembu-Monarchie, allerdings nur in einer Nebenlinie. So oder so verbrachte er eine Jugend, die für unsere Begriffe wenig Royales hatte. In jungen Jahren hütete er nämlich Rinder und Schafe.

Etwas aber zog sich wie ein Leitmotiv durch sein Leben: «Rolihlahla» bedeutet «Unruhestifter» – dieser Name sollte Programm werden. Zunächst in Fort Hare, wo er als Mitglied des Studentenrats einen Protest gegen das schlechte Essen organisierte, und danach in der eigenen Familie. Einer arrangierten Hochzeit mit einer Frau entzog er sich 1941 kurzer-

«Falls es notwendig sein sollte, ist dies auch ein Ideal, für das ich zu sterben bereit bin.»

hand durch die Flucht nach Johannesburg. Vollends nach dem Motto «Nomen est omen» lebte er ab 1944, dem Jahr, in dem er zusammen mit Walter Sisulu und Oliver Tambo die ANC-Jugendliga gründete. Mandela war damals Jus-Student an der Witwatersrand-Universität. Hinter dieser Gründung steckte das Unbehagen, dass der African National Congress nach mehreren Jahrzehnten als Bittsteller keine Verbesserung in seinem Kampf gegen die Rassendiskriminierung erreicht hatte.

1961 riss der Geduldsfaden

Mit dem Wahlsieg der Nationalen Partei 1948 kam alles noch schlimmer. In einer Zeit, in der sich die Dekolonisierung auf dem afrikanischen Kontinent langsam, aber sicher anbahnte, versuchten die Architekten der Apartheid, Hendrik Verwoerd und Daniel François Malan, in allen Sphären von Politik, Wirtschaft und Gesellschaft eine peinlich genaue Rassentrennung zu institutionalisieren. Mandela wurde immer wieder verhaftet, verurteilt, mit einem Bann belegt. 1961 riss ihm und anderen der Geduldsfaden. Sie gründeten den bewaffneten Flügel des ANC, Umkhonto we Sizwe (Speer der Nation). Für die südafrikanischen

Autoritäten war der nunmehr in den Untergrund abgetauchte Mandela ein Terrorist.

Verglichen mit dem Terrorismus, wie wir ihn heute kennen, war der bewaffnete Kampf des ANC in den frühen sechziger Jahren geradezu idyllisch, richtete sich die Gewalt zu Beginn der 60er Jahre doch zunächst nur gegen Sachen. Doch dies war Grund genug für die damalige Regierung Südafrikas, mit aller Härte gegen den Freiheitskampf der Schwarzen vorzugehen. 1964 wurde Nelson Mandela zusammen mit zwei Mitstreitern zu lebenslanger Haft verurteilt. Die zweithöchste Strafe – der Staatsanwalt hatte die Todesstrafe gefordert. Das Kernstück von Mandelas Verteidigungsrede ist bis zum heutigen Tag bewegend:

«Mein ganzes Leben habe ich dem Kampf für das afrikanische Volk gewidmet. Ich habe gegen den weissen ebenso wie gegen den schwarzen Superioritätsanspruch gekämpft. Mein Ziel und mein Traum war das Ideal einer demokratischen und freien Gesellschaft, in der alle Menschen in Harmonie und Chancengleichheit leben. Dies ist ein Ideal, das ich zu erreichen hoffe und für das ich lebe. Falls dies aber notwendig sein sollte, ist dies auch ein Ideal, für das ich zu sterben bereit bin.»

Zerwürfnis mit de Klerk

Der Weg zu den ersten demokratischen Wahlen, am 27. April 1994, war lang und steinig. In den Townships rund um Johannesburg waren zwanzig, dreissig und mehr Todesopfer aufgrund politischer Gewalt an einem Wochenende keine Seltenheit. Hier bekämpften sich Anhänger des ANC und der Inkatha-Partei bis aufs Blut. Daneben agierten wildgewordene Gruppen der Geheimpolizei weitgehend autonom. Sie folterten und ermordeten Regimegegner widerrechtlich. Diese Gewalt war denn auch der Grund für ein Zerwürfnis zwischen Mandela und de Klerk, das sich nie ganz kitten liess: Nelson Mandela konnte und wollte nicht glauben, dass de Klerk ausserstande war, die Gewalt gegen ANC-Anhänger zu stoppen. Auch die Verleihung des Friedensnobelpreises an die beiden Protagonisten des weissen und des schwarzen Südafrika im Jahr 1993 war von diesem Zwist überschattet.

Bei aller politischen und menschlichen Grösse wäre Nelson Mandela der Erste, der betonen würde, dass er die Wende in Südafrika nicht allein bewerkstelligte. In der Tat war da eine Führungsriege unter seinem Vorgänger Oliver Tambo, die sich in langen Gesprächen



Nach 27 Jahren Haft: Mandela mit Ehefrau Winnie am Tag seiner Freilassung, 11. Februar 1990.



Besonnener Kopf: General Constand Viljoen.



Bruderkrieg: Unruhen in Johannesburg, 1994.



Handshake: Rugby-Captain Pienaar.



Architekten der Apartheid: Verwoerd, Malan.



Friedensnobelpreis 1993: Mandela und de Klerk.

mit dem südafrikanischen Big Business vom kommunistischen Ballast befreien konnte, so dass der Horror vieler Weissen – eine blutige Revolution – aus den Köpfen verschwand. Im selben Ausmass, wie die Sowjetunion im Zerfallsprozess signalisierte, dass sie den ANC im bewaffneten Kampf nicht mehr unterstützen würde (aus Geldmangel und aufgrund einer absoluten Chancenlosigkeit), übten England und die USA massivsten Druck auf das Apartheidregime aus. Was man als «Wunder von Südafrika» bezeichnen kann, hatte mehr Väter als nur de Klerk und Mandela. Hinter ihnen standen viele besonnene Köpfe. General Constand Viljoen als Vorkämpfer für die Afrikaner, die plötzlich Angst hatten um ihre Kultur, war nur einer von ihnen.

Der magische Moment

Nelson Mandelas Präsidentschaft (1994–1999) war eine faszinierende Periode in Südafrikas Geschichte. Er war Hauptverantwortlicher für eine «Flitterwochen-Stimmung», die bis weit in seine erste und einzige Amtsperiode hineinreichte. Auch ANC-kritische Weisse hatten Hochachtung vor ihm und nannten ihn bei seinem Clan-Namen: Madiba. Kulminations-

punkt dieses zarten Wir-Gefühls zwischen Schwarz und Weiss, Indischstämmig und Farbige war der Rugby-Weltcup von 1995.

Mandela erkannte, dass die damals rein weissen Springboks, das südafrikanische Nationalteam, das Zeug hatten, zur Lokomotive der politischen Verbrüderung zu werden. Vor 1995 interessierten sich die Schwarzen für Fussball und die Weissen für Rugby. Als der Weltcup näherrückte, erklärte es Madiba zur ersten schwarzen Bürgerpflicht, dass man Springbok-Fan sei, dies übrigens gegen Widerstände in der ANC-Führung. Beim Final im Ellis-Park-Stadion von Johannesburg erschien Madiba im grünen Shirt mit orangem Kragen, auf dem Kopf die Springbok-Kappe.

Zu Beginn war er sichtlich angespannt, denn der Gegner, Neuseeland, hatte mit Jonah Lomu einen Hünen von Stürmer, der manchem Schweizer Schwinger das Fürchten gelehrt hätte. Das Spiel mit ungewissen Perspektiven endete mit einem 15:12-Sieg der Springboks. Nie zuvor hatte ein Land einen Sieg im Sport nötiger als Südafrika damals. Mandela sprang vor Freude von seinem Sitz auf. Beim Handschlag mit dem Captain, François Pienaar, sagte er: «Ich danke Ihnen, Sie haben viel für

unser Land getan.» Der blonde Hüne antwortete nicht minder ergriffen: «Nein, Mr President, Sie haben viel für unser Land getan.» – Es war ein magisches Moment.

Nelson Mandelas Präsidentschaft hatte ihre Erfolge und Niederlagen. In wenigen Ländern ist die Schere zwischen Arm und Reich derart gespreizt wie in Südafrika. Wo Millionen in Bretterbuden dahinvegetieren, kann man auch nicht annähernd allen unter ihnen weiterhelfen. Eine buchhalterische Analyse von Mandelas Präsidentschaft ist freilich kein zielführender Ansatz. Vielmehr muss man die Frage stellen, was gewesen wäre, wenn er nicht da gewesen wäre oder anders agiert hätte. Ein Horrorbeispiel der Koexistenz zwischen Schwarz und Weiss ist vor Südafrikas Haustür: Simbabwe. In diesem Licht betrachtet, bleibt Nelson Mandelas Leistung beispiellos. Was der britische Premierminister Anthony Eden über seinen Vorgänger Winston Churchill sagte, gilt ebenso für Nelson Mandela: «We shall not look upon his like again.»

Werner Vogt war Auslandredaktor und Korrespondent der NZZ für das südliche Afrika. Der Historiker ist heute Kommunikationsberater und Publizist.
www.wewcom.ch

Charmeurl mit Schalk

Nelson Mandela zahlte einen hohen Preis für seinen politischen Kampf. Seine ersten beiden Ehen scheiterten, seine Kinder sah er kaum. Gleichwohl verziehen ihm Kinder und Frauen alles.

Von Werner Vogt



«Dear Elizabeth»: Mandela zelebrierte die Tabubrüche.

Vielleicht war Madiba gerade deshalb von ausserlesener Galanterie gegenüber schönen Frauen und von rührender Spontaneität in Bezug auf kleine Kinder, weil sie ihm jahrzehntelang gefehlt hatten. Gleichzeitig war er von jenem schelmischen Schalk desjenigen, der weiss, dass er mit allem davonkommt. Er pflegte folglich auch den Tabu-Bruch mit gesellschaftlichen Konventionen. Ein harmloses Beispiel: Ein deutsches Korrespondentenehepaar steht mit dem Baby vor einer Schule, die soeben von Mandela eingeweiht worden ist. Der Präsident kommt heraus und sieht Eltern und Kind. Spontan geht er auf sie zu, macht ein Kompliment für das schöne Baby und fragt unverblümt: «Stillen Sie ihn?»

«Wie schön, dass du hier bist»

Er konnte aber noch ganz anders: Ein Team vom Staatsfernsehen hatte sowohl den Mikro-

fonständer als auch die Haltestange vergessen. So blieb der Journalistin nichts anderes übrig, als vor dem Tisch, an dem Mandela und ein Staatsoberhaupt auf Besuch sassen, niederzuknien und in einer halbliegenden Position das Mikrofon nach oben zu halten. Schliesslich durfte sie ja die Sicht der Kameras nicht verdecken.

Nelson Mandela informierte die Medien über seinen Besuch. Plötzlich entdeckt er die Journalistin in ihrer unbequemen Lage und wechselt mitten im Satz das Programm: «Oh Ronel, ich habe Sie lange nicht gesehen. Wie schön, dass du hier bist.» Die Angesprochene wechselt auf Hellrot. Damit nicht genug, Madiba fährt fort: «Ich habe da einen Freund in der Regierung, der sucht noch eine Frau. Ich muss Sie unbedingt vorstellen.» Spätestens hier wechselt die unverhoffte weibliche Hauptdarstellerin der Szene auf Dunkelrot,

während die versammelten Medienvertreter in schallendes Gelächter ausbrechen. Aber, so sagt die Betroffene auch heute noch: «Wer könnte ihm böse sein?»

Madiba setzte aber auch auf dem internationalen Parkett eigene Akzente. Das Protokoll will, dass man der britischen Königin die Hand gibt – leichter Händedruck – und sich verbeugt. Damen pflegen den heute nur noch an führenden Instituten für höhere Töchter instruierten Hofknicks. Mandela brachte auch hier seine eigene Note ins Spiel: Bei der Begrüssung gab er ihr einen festen Händedruck mit beiden Händen – etwas Emotionen schaden bekanntlich nie – und legte ihr die Hand auf die Schulter. In einem Brief schrieb er statt «Your Majesty» «Dear Elizabeth». Für einmal war die Queen *amused* und schrieb zurück: «Dear Nelson».

Neben diesen sorgsam zelebrierten Tabubrüchen hatte Nelson Mandela aber die Höflichkeit der Könige. Er war pünktlich wie eine Schweizer Uhr. Höflichkeit und Charme prägten seinen Umgang mit Mitarbeitern genauso wie mit Journalisten. Er pflegte die Leichtigkeit und Natürlichkeit des menschlichen Kontakts, die grossen Menschen eigen ist, wie ich selber erfahren durfte.

«Wir stehen zu unseren Freunden»

Gleichzeitig scherte er sich nicht um Protokolle und Direktiven, wenn es um Wichtiges ging. Als die amerikanische Regierung im Vorfeld des Besuchs von Präsident Clinton verlauten liess, dass man den engen Kontakt des neuen Südafrika zu Kuba und Libyen ungerne sehe, kam postwendend die Antwort vom Präsidenten selbst: Man möge sich in Washington bitte um die eigenen Angelegenheiten kümmern.

Bill Clinton war damals – auf dem Höhepunkt der Lewinsky-Affäre – schwer angeschlagen. Auch hier sagte Nelson Mandela fadengerade, was er für angebracht hielt. An einer gemeinsamen Pressekonferenz im Tuynhuis (der Präsidentenresidenz in Kapstadt) sagte Mandela: «Wir stehen zu unseren Freunden [angesprochen war Clinton], egal, woher der Wind gerade weht.» Hier schaffte es Clinton nur mit Mühe, nicht zum Taschentuch zu greifen.

Nelson Mandela war auch im zwischenmenschlichen Kontakt ein Mann, der jeden Rahmen sprengte. Er spielte auch auf dieser Ebene in einer eigenen Liga. ○

Zwanzig Jahre Demokratie – eine Bilanz

In den zwei Jahrzehnten seit Ende der Apartheid hat Südafrika viel erreicht. Armut und Kriminalität bleiben ein grosses Problem.

Südafrika hat in den ersten 20 Jahren seiner Demokratie vieles erreicht. In einer Gesellschaft mit einer der ungleichsten Verteilungen von Reichtum ist aber auch vieles nie genug, vor allem nicht aus der Perspektive der Unterklasse. So wird in Südafrika die permanente Debatte zwischen denjenigen, die das Glas halbvoll und denjenigen, die es halbleer sehen, geführt.

Positiv sind sicherlich Erfolgsmeldungen wie diese:

— Die Gesamtzahl der Angestellten wuchs von 8 auf 13,7 Millionen.

— Doppelt so viele Schwarze sind in einem Angestelltenverhältnis wie 1994.

— 1996 lebten erst 53 % der Schwarzen in richtigen Häusern, 2011 immerhin 71 %.

— 2004 hatten 26 % der Schwarzen ein Handy, heute sind es 84 %.

— Der Analphabetismus konnte von 3 auf 2 Millionen reduziert werden.

— Die Anzahl der «schwarz» kontrollierten Aktien an der Johannesburger Börse beträgt heute 25 % – das ist immerhin ein Anfang.

— Der Anteil der schwarzen oder indischstämmigen Topmanager beträgt 27 %.

— Der materielle Graben zwischen Weiss und Schwarz ist immer noch da, er wird aber kleiner.

Neben diesen erfreulichen Nachrichten gibt es aber zahlreiche Statistiken, die man nicht oder zumindest nicht vollständig als Erfolgsmeldung verstehen kann:

— Das Wirtschaftswachstum von 2 bis 3 % über die letzten Jahre ist zwar erfreulich. Für ein nachhaltiges Wachstum, das auch Stellen schafft und die Arbeitslosigkeit spürbar verringert, wären 5 bis 6 % Wachstum notwendig, über längere Zeit.

— 7 Millionen Südafrikaner suchen erfolglos eine Stelle.

— 15 Millionen Menschen leben mit weniger als 1000 Rand (85 Franken) pro Monat.

— 1,8 Millionen Menschen leben mit weniger als 2 US-Dollar pro Tag.

— 1,5 Millionen Menschen leben in Bretterbuden mit Wellblechdach.

— 16 Millionen Menschen sind vom Staat abhängig – Tendenz steigend.

— Auch bei der Kriminalität ergibt sich ein gemischtes Bild: Zwischen 1994 und 2011 sank die Anzahl Morde von 25 965 auf 15 609 – eine Reduktion um 40 %.

— Gleichzeitig stieg die Zahl der Vergewaltigungen von 44 751 auf 64 514 oder um 44 %.

Viel wäre sodann zu sagen über die Nachfolge von Präsident Mandela. Er beschränkte sich ja in grosser Weisheit auf eine Amtszeit und übergab das Ruder dann an Thabo Mbeki (1999–2008). Dieser pflegte einen prononciert anderen Stil als Mandela. Auf totales Unverständnis stiess, dass dieser ebenso intelligente wie bestens ausgebildete Mann, kaum im Amt, die schulmedizinische Lehrmeinung, gemäss der das HI-Virus Aids verursacht, in Zweifel

Die Anzahl Morde sank um 40 %, gleichzeitig stieg die Zahl der Vergewaltigungen um 44 %.

zog. Damit diskreditierte sich Mbeki sowohl in den Augen der internationalen Gemeinschaft wie auch im Verständnis der weissen Südafrikaner total.

Noch spezieller ist aber Mbekis Nachfolger Jacob Zuma. Der ehemalige Sicherheitschef des Afrikanischen Nationalkongresses (ANC) lernte erst als Häftling auf Robben Island lesen und schreiben. Die Erörterung wirtschaftspolitischer Sachverhalte bereitet ihm Mühe. Gleichzeitig ist er von einer ernüchternden

Masslosigkeit, wenn es darum geht, die eigene Lebensumgebung zu gestalten. Die britische *Mail* online berichtete mit berechtigter Empörung über die Tatsache, dass sich Zuma im heimatlichen KwaZulu-Natal ein Anwesen im Wert von 17,5 Millionen Pfund bauen liess, um seine vier Frauen und eine entsprechende Anzahl Kinder standesgemäss unterzubringen. «Zumaville», wie diese Instinktlosigkeit genannt wird, kostete fast so viel, wie Grossbritannien jährlich Entwicklungshilfe an Südafrika zahlt (19 Millionen Pfund). Dies ist übrigens bei weitem nicht der einzige Skandal rund um den Präsidenten. Er machte sich selbst zum Gespött des Landes, als auskam, dass er ungeschützten ausser-ehelichen Geschlechtsverkehr mit einer HIV-positiven Frau hatte. Zuma liess verlauten, dies sei unproblematisch gewesen, weil er post festum geduscht habe.

Wieder Mehrheit für den ANC

Mit Sicherheit wird der ANC bei den Parlamentswahlen 2014 sowohl an liberale Oppositionsparteien wie an eine neue radikal-sozialistische Partei Stimmen verlieren. Es ist aber damit zu rechnen, dass der ANC eine regierungsfähige Stimmenmehrheit erhält, und ebenso wahrscheinlich ist, dass Zuma eine zweite Amtsperiode absolviert. Viel besser wäre es, wenn Zumas designierter Nachfolger, Cyril Ramaphosa, ein vom Gewerkschaftsführer zum Multimillionär mutierter Unternehmer, das Land übernehmen würde. Auf diese Option deutet aber nichts hin. *Werner Vogt* ○



Leben in Wellblechhütten: Slum in der Nähe von Johannesburg.

Bundesfinanzen ausser Kontrolle

Die Einnahmen und die Ausgaben des Bundes wachsen ungebremst und erreichen jedes Jahr einen neuen Höchststand. Trotzdem will das Parlament das Ausgabenwachstum nicht bremsen und schon gar nicht sparen. Wohin fliessen die Milliarden? *Von Christian Mundt*

Der Bund will im kommenden Jahr 65 Milliarden Franken ausgeben. Das sind über 4,6 Milliarden mehr als 2012, ein Anstieg von 7,5 Prozent binnen zweier Jahre. Kurz vor Jahresende setzten sich die eidgenössischen Räte mit den Finanzen des Bundes und dem Budget auseinander – und zeigten damit ungewollt, weshalb die Ausgaben überproportional wachsen. Eigentlich wollten die bürgerlichen Parteien sparen. Nach den Verhandlungen zum Voranschlag 2014 bleibt davon allerdings nichts, aber auch gar nichts übrig. Einzig ein punktuell Bremsen des Ausgabenwachstums wurde erreicht. Von Sparen im Wortsinn, nämlich weniger auszugeben als im Jahr davor, kann keine Rede sein. Um zu verstehen, wieso es im Parlament nicht gelingt, Mehrheiten für weniger stark wachsende Ausgaben – tiefere Ausgaben sind illusorisch – zu finden, sei hier die aktuelle Budgetdebatte rekapituliert.

Der Verhandlungspoker um die Bundesmilliarden begann bereits vor Jahresfrist. Die Landesregierung schnürte das etwas umständlich benannte Konsolidierungs- und Aufgabenüberprüfungspaket, kurz KAP. Insgesamt rund 700 Millionen Franken sollten damit jährlich eingespart werden, wobei alle Departemente etwas dazu beitragen müssten, so der Bundesrat. Im Laufe des Jahres entbrannte in Parteien und Parlament eine Debatte über das Programm, die letztlich in dessen Ablehnung endete: Die Linke erkennt finanziellen Handlungsbedarf grundsätzlich auf der Einnahmen- und nicht auf der Ausgabenseite der Erfolgsrechnung (allenfalls beim Militär gäbe es Sparpotenzial), was zur Ablehnung führte. Und die Mitte konnte sich mit der Rechten nicht darüber einigen, ob das vorgeschlagene Paket wirklich ein Sparpaket ist und ob die angestrebten Sparmassnahmen ausreichen.

Während die Mitteparteien FDP, CVP, BDP und Grünliberale dies bejahten und dem Paket zum Durchbruch verhelfen wollten, verneint die SVP, dass es sich um ein Sparpaket handelt, womit sie bei genauer Betrachtung wohl richtig liegt: Denn die Einsparungen orientieren sich am Finanzplan, der die geplanten Ausgaben und Einnahmen aufzeigt. Entsprechend würde mit dem KAP ein Teil der vorgeschlagenen Ausgaben gekürzt, während auch mit dem Programm die Ausgaben weiter anstiegen – einfach weniger stark, als es die Regierung ursprünglich gerne gesehen hätte. Mit dem Auftrag, das Ausgabenwachstum auf das reale Wirtschaftswachstum zu beschränken und

beim Personal zu sparen, schickte die SVP – unterstützt von der Linken, die überhaupt nicht sparen will – die Vorlage an die Regierung zurück. Im kommenden Frühjahr werden die neuen Sparvorschläge des Bundesrats erwartet.

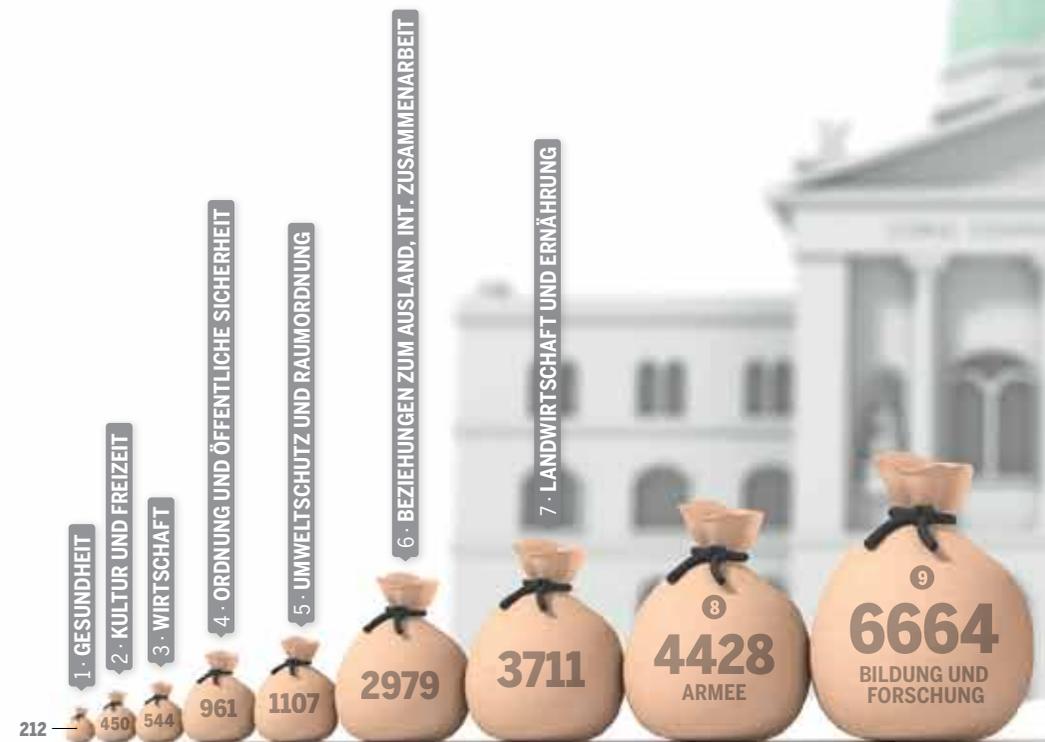
Stillstand in der Bundesverwaltung

Um dennoch bereits ab kommendem Jahr das Ausgabenwachstum zu bremsen, griff am gleichen Tag, als das bundesrätliche Programm versenkt wurde, die bürgerliche Allianz im

Nationalrat ein. Um 200 Millionen Franken wollte sie die Ausgaben kürzen – 150 Millionen beim Sach-, 50 Millionen Franken beim Personalaufwand. Dies rief nicht nur Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf auf den Plan, die sich diesem «Sparen mit dem Rasenmäher» widersetzte. Auch die Kleine Kammer, die das KAP befürwortete, wollte nach dessen Ablehnung durch den Nationalrat nichts mehr vom nationalrätlichen Sparwillen wissen und hielt am ursprünglichen Budget fest. In der dadurch nötig gewordenen Differenz-

Bundesausgaben nach Sachgebieten

Im Jahr 2012, in Millionen Franken

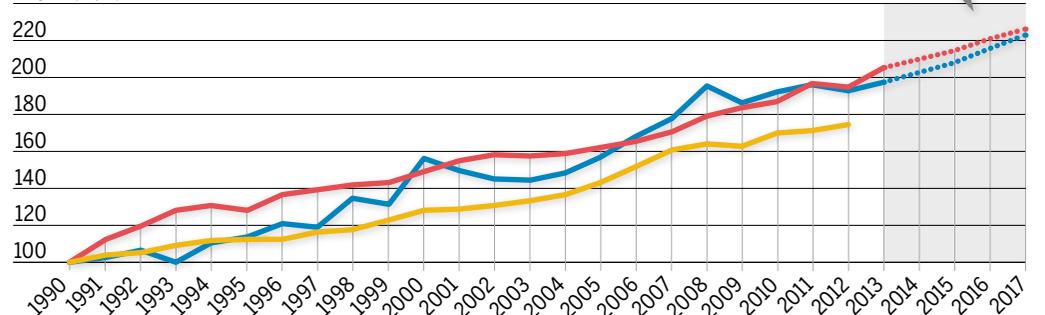


Entwicklung der Ausgaben und Einnahmen sowie Schulden des Bundes verglichen mit dem BIP

indexiert (1990 = 100%)

■ Einnahmen ■ Ausgaben ■ BIP

240 Prozent



4,6 Milliarden mehr als 2012: ungebremstes Ausgabenwachstum beim Bund.

bereinigung am Anfang dieser Woche glauben einige Parlamentarier, die 50 Millionen Franken Personaleinsparungen würden die Bundesverwaltung zum Stillstand bringen (siehe Artikel Seite 34). Denn gemäss Finanzministerin wären 180 Stellen betroffen (was bei 50 Millionen Kosten von 277 000 Franken pro Arbeitsplatz ergibt). Da man Kündigungsfristen und so weiter beachten müsse, könnte das Personal aber nur dort eingespart werden, wo man zwar ausbauen wolle, dies aber noch nicht getan habe, so die Finanzministerin. Also würden beim Grenzwachtkorps und im Migrationsamt die im Herbst vom Parlament beschlossenen Aufstockungen nicht umgesetzt.

Der Hinweis, dass es bei einer natürlichen Fluktuation von knapp 2600 Personen pro Jahr eigentlich reichen sollte, die offenen Stellen während dreier Monate nicht zu besetzen, vermochte Bundesrätin und Nationalrat nicht mehr zu überzeugen. Der Sparantrag wurde

somit wieder beerdigt, einzig die SVP und die Grünliberalen traten geschlossen dafür ein. Dass Klientelpolitik auch bei der Budgetberatung mitspielt, bezeugen nicht nur Mitglieder der Finanzkommission, bei der die jeweiligen Anträge eingereicht und vorbehandelt werden, sondern es zeigt sich auch im Rat: Der Aufstockung der Ausführbeiträge für landwirtschaftliche Verarbeitungsprodukte von 70 auf 78 Millionen gemäss dem sogenannten «Schoggigesetz» stimmten SVP und BDP geschlossen, die CVP mehrheitlich und die FDP immerhin mit zwei Fünfteln zu.

Jedes Jahr mehr Geld

Unabhängig von den Übungen um einen Ausgabendämpfer passen Voranschlag und Finanzplan in den allgemeinen Trend der Bundesfinanzen. Dieser Trend kennt nur eine Richtung: nach oben. Zwischen 1990 und 2012 haben sich die Ausgaben des Bundes mehr als

verdoppelt, und sie werden gemäss Finanzplan in den nächsten vier Jahren nochmals deutlich ansteigen (siehe Grafik). Wurden 1990 noch gut 31,5 Milliarden Franken ausgegeben, waren es 2012 fast 62 Milliarden. 2017 möchte der Bundesrat gemäss Finanzplan über 71,5 Milliarden Franken verteilen. Im Durchschnitt hat der Bund seine Ausgaben Jahr für

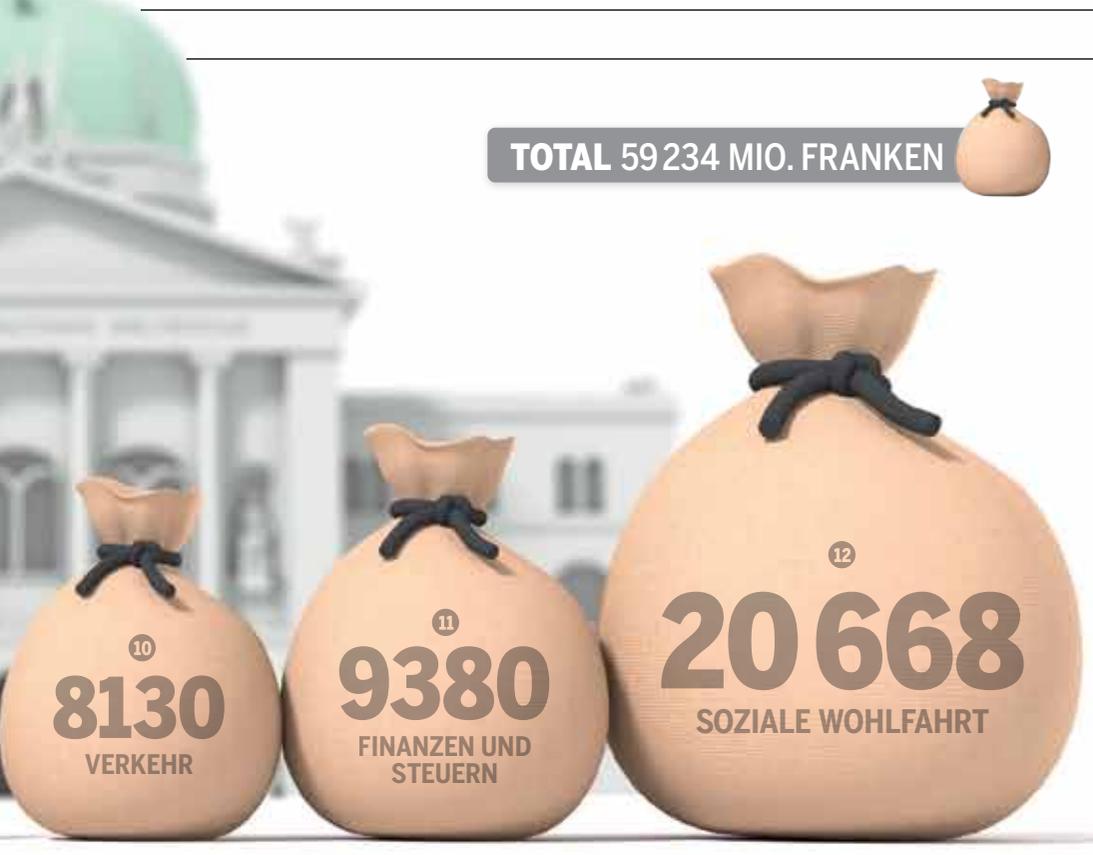
Zwischen 1990 und 2012 haben sich die Ausgaben des Bundes mehr als verdoppelt.

Jahr um etwas mehr als drei Prozent erhöht. Etwas weniger schnell sind die Einnahmen angestiegen. Aber auch sie sind nach 22 Jahren fast doppelt so hoch wie 1990 – pro Jahr macht das ebenfalls eine Steigerung von gut drei Prozent. Interessant werden diese Zahlen allerdings erst, wenn man sie mit dem Wirtschaftswachstum vergleicht: Im gleichen Zeitraum von 1990 bis 2012 wuchs das Bruttoinlandprodukt nominal um rund 75 Prozent, was pro Jahr rund 2,5 Prozent entspricht. Über Jahrzehnte hinweg ist der Staat somit schneller gewachsen als die Wirtschaft. Der Staat breitet sich auf Kosten der Privatwirtschaft aus.

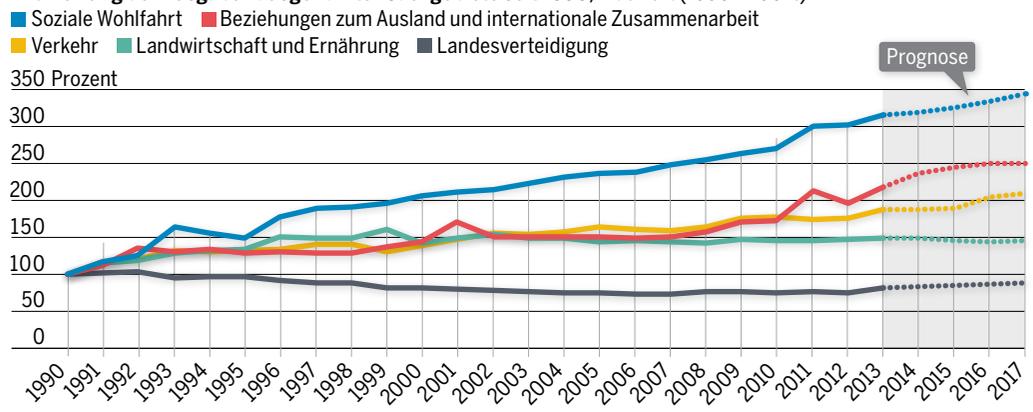
Wohin fliessen die Milliarden?

Nicht alle Ausgabenbereiche wachsen gleich stark. Für die Landesverteidigung gibt der Bund heute trotz (tiefer) Inflation weniger Geld aus als kurz nach Ende des Kalten Kriegs. Dies ist auf die Reform- und Sparmassnahmen bei der Armee wegen der neuen Bedrohungsszenarien zurückzuführen. Verhältnismässig wenig sind die Subventionen für die Landwirtschaft angestiegen, seit den 2000er Jahren wächst dieser Aufgabenposten kaum noch und liegt konstant unter der Grenze von vier Milliarden Franken. Dagegen wuchsen die Verkehrsausgaben um durchschnittlich 3,5 Prozent. Und ein Ende ist nicht in Sicht, im Gegenteil. Wird am 9. Februar 2014 die Fabi-Vorlage vom Volk angenommen, dann kann der Bund den öffentlichen Verkehr mit zusätzlichen Milliarden schmieren, namentlich die Schiene. 2017 sollen es rund 9,6 Milliarden sein, die in diesem Bereich ausgegeben werden. Zur Jahrtausendwende waren es noch 6,4.

Geradezu explodiert sind die Ausgaben für die Beziehungen zum Ausland und die internationale Zusammenarbeit. Der Haupttreiber dieses Ausgabenwachstums sind die Beziehungen zur EU und die Ausweitung der Entwicklungshilfe. 3,6 Milliarden werden es im nächsten Jahr sein, die dafür aufgewendet werden – 8,3 Prozent mehr als im ablaufenden Jahr. Alleine für die Entwicklungshilfe werden 204 zusätzliche Millionen ausgegeben. Im Vergleich zum grössten Ausgabenposten der Eidgenossenschaft verschwinden die ins Ausland fliessenden Gelder jedoch nahezu. Rund



Entwicklung der Ausgaben ausgewählter Sachgebiete seit 1990, indiziert (1990 = 100%)



QUELLEN: EIDGENÖSSISCHE FINANZVERWALTUNG UND BUNDESAMT FÜR STATISTIK

das Siebenfache – 21,7 Milliarden im Jahr 2012 – fliesst in die Sozialwerke. Der grösste Ausgabenposten des Bundes ist auch jener mit dem stärksten Wachstum über die vergangenen Dekaden – sowohl in absoluten wie in relativen Zahlen. Der Ausbau der Sozialwerke während der 1990er Jahre hinterlässt bis heute seine Spuren. 2014 werden 14 Milliarden mehr budgetiert als 1990, im Schnitt stiegen die Ausgaben jedes Jahr um knapp sechs Prozent an. Alleine für die AHV werden 143 Millionen mehr ausgegeben. In Anbetracht der demografischen Entwicklung und des Reformunwillens im Parlament dürften auch künftig die meisten Gelder in diesen Bereich fließen. Zum

Der Ausbau der Sozialwerke während der 1990er Jahre hinterlässt bis heute seine Spuren.

zweitgrössten Ausgabenposten, Finanzen und Steuern, zählen die Ausgaben für den Finanzausgleich sowie die Zinszahlungen. Die wegen der Politik der Notenbanken rekordtiefen Schuldzinszahlungen werden von Mehrausgaben für den Finanzausgleich und Zahlungen an die Kantone überkompensiert, so dass auch dieser Posten weiter anwächst.

Angesichts dieser Zahlen lässt sich das von den linken Parteien bei jedem Sparvorschlag wiederholte Mantra eines kaputtgesparten Staates nicht halten: Während der vergangenen 27 Jahre gab es lediglich drei Jahre, in denen weniger ausgegeben wurde als im Jahr davor. Im jeweiligen Folgejahr wurden die Minderungen allerdings durch ein noch stärkeres Ausgabenwachstum überkompensiert. Sparen gibt es beim Bund nicht. ○



«Mit dem Rasenmäher»: Widmer-Schlumpf.

Wundersame Vermehrung

Die Verwaltung wächst nach eigenen Gesetzen, wie sich am Bundesamt für Strassen zeigt. Wolle das Parlament die Kostenexplosion eindämmen, dann drohe der Stillstand. Von Markus Schär



Parkinsons Gesetz: Astra-Direktor Dieterle (l.) 2008 in Bern*.

Der Staat stand vor dem Zusammenbruch. Nationalrätin Marina Carobbio Guscetti (SP) mahnte, die Aufgaben des Bundes liessen sich kaum mehr erfüllen. Und Nationalrat Daniel Vischer (GPS) warnte gar, die Verwaltung komme «an die Grenze ihrer Handlungsfähigkeit». Welche Katastrophe drohte hier? Nach dem Scheitern des Sparpakets KAP wollte der Nationalrat den Personalaufwand um 50 Millionen Franken kürzen, also um 0,91 Prozent. Nach dem Aufschrei der Staatsbewahrer verzichtete er schliesslich auf die Massnahme, auch mit Stimmen von BDP, CVP und FDP.

Nicht nur dieses Intermezzo zeigt: Die Verwaltung führt ein Eigenleben nach eigenen Gesetzen – und lässt sich dabei vom Gesetzgeber gemäss Verfassung, also vom Parlament, kaum mehr steuern. Veranschaulichen liesse sich dies mit Tiefenbohrungen in jedem beliebigen Amt (was eigentlich Aufgabe der Finanzpolitiker wäre), besonders eindrücklich aber am Bundesamt für Strassen (Astra), das in den letzten Wochen ins Gerede kam.

Immer neue Stellen

«Jede Arbeit dehnt sich so aus, dass sie die Zeit ausfüllt, die zur Verfügung steht», stellte der Pionier der Bürokratieforschung, Cyril Northcote Parkinson, in seinem Klassiker «Parkinson's Law» von 1957 fest. Und: «Die Zahl der Ange-

stellten erhöht sich um eine fixe jährliche Rate, ohne Rücksicht auf den Umfang der tatsächlich erledigten Arbeit.»

Der Forscher fände auch in der Bundesverwaltung reiches Material. So beichtet das Personalamt in einem Bericht, den die NZZ im November publik machte: Der Personalaufwand des Bundes wächst von 2007 bis 2017 von 4,5 auf 5,5 Milliarden Franken. Und, als Bestätigung für Parkinson: Die Hälfte dieses Zuwachses, 520 Millionen, kommt daher, dass die Verwaltung neue Stellen schafft oder den Angestellten, weil die Anforderungen «stetig gestiegen sind», besser bezahlte Posten gibt: Seit 2001 ist die mittlere Lohnklasse in der gesamten Verwaltung um zwei Lohnklassen höher gerückt – weil viele Chefs ihre Angestellten einfach höher einstufen, wenn sie in der bisherigen Lohnklasse das Maximum erreicht haben.

Personalbestand fast verdoppelt

Zu den Ämtern mit dem grössten Personalwachstum gehört das Astra: Seit 2007 hat sich sein Bestand von 234 auf 458 fast verdoppelt, und die Personalkosten sind von 33,8 auf 77,3 Millionen Franken (168 777 Franken pro Stelle) noch stärker hochgeschwungen. Allerdings hat das Bundesamt tatsächlich mehr Aufgaben: 2008 übernahm es die Verantwortung für

die Nationalstrassen von den Kantonen. Die Staatsrechnungen verzeichnen deshalb massive Personalerhöhungen für die neue Aufgabe, nämlich von 2007 bis 2010 insgesamt 273 zusätzliche Beschäftigte.

Und wo soll der Beweis für Parkinsons Gesetz sein? Er findet sich in den Rechnungen der Kantone, beispielsweise von Bern, wo Astra-Direktor Rudolf Dieterle vorher für den Tiefbau verantwortlich war. Die Personalkosten für die Nationalstrassen betragen dort seit 2006 jedes Jahr 15 Millionen – als wäre nie etwas geschehen.

Die Verwaltung setzt eigene Ziele durch

«Ein Gesetz wird nicht vom Parlament und auch nicht vom Bundesrat gemacht, sondern von der Verwaltung», sagt Ueli Stückelberger, Direktor des Verbandes öffentlicher Verkehr (VÖV). Die Verwaltung lasse sich vom Bundesrat oder vom Parlament die Aufträge geben, die sie ausführen möchte oder auch schon ausgeführt habe. Und sie Sorge dafür, dass die Vorlage in ihrem Sinn durch die Gesetzesmaschine flutsche, indem sie Parlamentariern Anträge schreibe und Journalisten Storys stecke. Stückelberger weiss selber am besten, was er an einer Tagung über Lobbying in erfrischender Offenheit erzählte: Der Grüne führte zuvor im Bundesamt für Verkehr die Abteilung Politik.

Woher auch immer der Anstoss kam: Am 10. Mai 2001 gab SP-Bundesrat Moritz Leuenberger dem Astra den Auftrag, ein Leitbild zur Förderung des Langsamverkehrs zu erarbeiten – Gehen, Wandern und Velofahren sollten sich «neben dem motorisierten Individualverkehr und dem öffentlichen Verkehr zu einem gleichberechtigten dritten Pfeiler des Personenverkehrs entwickeln». Der Departementschef nannte fett «die Bundesverfassung als Auftrag» – und kaufte drei Jahre später bei Professorin Helen Keller ein 141-seitiges Gutachten ein, wie sich die Förderung des Langsamverkehrs auf Bundesrecht abstützen liesse: Die renommierte Staatsrechtlerin fand beim besten Willen kaum eine Grundlage.

Das Leitbild zum Langsamverkehr stiess denn auch in der Vernehmlassung vor allem bei den Kantonen auf schroffe Ablehnung. Der Strassenverkehrsverband hielt fest: «Die Förderung des Fuss- und Veloverkehrs ist nicht Bundessache und soll es auch nicht werden.» Vom ehrgeizigen Leitbild finden sich kaum mehr Spuren, das Bundesamt musste 2005 bei der Fachstelle für Langsamverkehr von 5,4 auf 3,9 Stellen kürzen. Die Förderung von Fussgängern und Velofahrerinnen, die ausser Bundesbern niemand wollte, geschieht jetzt dank anderen Kassen, vor allem jenen der Agglomerationsprogramme, über die das Bundesamt für Raumentwicklung gebietet.

Im Astra kümmern sich aber heute sieben Leute darum, den Langsamverkehr «zum

gleichberechtigten dritten Pfeiler des Personenverkehrs zu entwickeln». Was tun sie den ganzen Tag? «Nur was gezählt wird, zählt», weiss Heidi Meyer, «Fachspezialistin LV-Statistik». 2005 liess das Astra deshalb vom Beratungsbüro Infrac – mit fünfzehnköpfiger Begleitgruppe – ein 84-seitiges «Konzept Langsamverkehrsstatistik» entwickeln. 2010 klagte die Fachspezialistin aber an einer Tagung immer noch, mangels Zahlen zum Velobestand in der Schweiz liessen sich die Abstellplätze schlecht planen.

Das Bundesamt für Statistik zeigt in seinem Mikrozensus «Mobilität und Verkehr» von 2010 mit allen wünschbaren Daten, dass der «gleichberechtigte dritte Pfeiler» Langsamverkehr 3,7 Prozent der Mobilität der Schweizer ausmacht. Die durchschnittliche Tagesdistanz – 2,8 Kilometer – bleibt seit zwanzig Jahren gleich.

Eine Stelle pro 9,2 Kilometer Strasse

Wie Firmen sollen auch Ämter für ihre Kunden möglichst kostengünstige und hochwertige Leistungen erbringen: Dies ist der Grundgedanke des New Public Management, das sich seit den 1990er Jahren auch in der Bundesverwaltung durchsetzte. Wo möglich, gliederte der Bundesrat Ämter aus, für die galt: Führen mit Leistungsauftrag und Globalbudget (Flag).

Wer sich allerdings in die Zahlen eines Flag-Amtes vertieft, der erkennt: Offenbar können die Ämter über ihre Leistungen und damit ihr Budget frei entscheiden – was die Arbeit der Staatsangestellten tatsächlich kostet, durchschaut niemand mehr, zuallerletzt das «Management», also die Führung von Ämtern und Departementen. Das lässt sich am Beispiel des



Erfrischend offen: VÖV-Direktor Stückelberger.

Astra vom Globalbudget bis ins kleinste Detail zeigen.

Erstens: Das Bundesamt legt seine Leistungen selber fest. Wie erst letzte Woche bekannt wurde, bekam das Astra für 2013 zusätzlich 62 Stellen bewilligt, der grosse Teil davon, weil der Bund gemäss dem Netzbeschluss 500 Strassenkilometer von den Kantonen übernehmen sollte. 54 Stellen sah das Astra für

Im Globalbudget findet sich genug Geld für Angestellte ohne Aufgabe.

diese Aufgabe vor, also eine Stelle pro 9,2 Kilometer – von Skaleneffekten, also sinkenden Durchschnittskosten bei steigenden Mengen, wie sie jeder Betriebswirtschaftsstudent im ersten Semester lernt, hat man beim Bund noch nie etwas gehört. 34 Mitarbeiter stellte das Astra dafür bereits dieses Jahr ein, sie haben aber gar keine Arbeit, weil der Netzbeschluss nach dem Volks-Nein zur Vignettenpreiserhöhung entfällt. Das Bundesamt wollte sie dennoch weiterbeschäftigen – im Globalbudget findet sich genug Geld für Angestellte ohne Aufgabe.

Das Amt hat die Zahlen nicht im Griff

Zweitens: Das Bundesamt setzt seine Mittel nicht wirtschaftlich ein. Das ambitionöse IT-Projekt Mistra läuft völlig aus dem Ruder. 2003 gestartet, sollte es 43 Millionen kosten und 2010 voll in Betrieb gehen. Inzwischen belaufen sich die Kosten auf 95 Millionen, und ein Ende der Kostenexplosion ist nicht abzusehen. Das liegt nicht nur daran, dass Direktor Dieterle die Arbeiten nicht korrekt ausschreibt und alten Kumpeln Aufträge zuhält, sondern vor allem daran, dass er nicht wirtschaftlich denkt. So soll das Modul zum Strassenunterhalt drei Schichten erfassen, obwohl niemand mehr als die Deckschicht braucht. Und selbstverständlich fehlt auch ein Modul zum Langsamverkehr nicht – ohne Rechtsgrundlage.

Drittens: Das Bundesamt hat seine Zahlen nicht im Griff. Das erkennt ein Betriebswirtschafts-Erstsemester mit einem Blick in die Staatsrechnung. So vermeldete jene von 2008, die Rückstellungen für nicht bezogene Ferien und Überzeit seien wegen des Personalzuwachses (45 Stellen) um 707 539 Franken gestiegen – also um 15 723 Franken oder knapp zwei Monatslöhne pro (zumeist während des Jahres) neubesetzte Stelle. Die Meldung wiederholt sich in den folgenden Jahren, der durchschnittliche Bedarf «verändert sich kaum», er steigt nämlich innert zweier Jahre nur von 8775 auf 9680 Franken, also um 15 Prozent.

Aber natürlich gilt für das Astra wie für die ganze Bundesverwaltung: Wenn das Parlament das Personalbudget um 0,91 Prozent kürzen würde, dann stünden alle Räder still. ○

Neues aus dem Asylzirkus

Der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte könnte Italien schon bald zu einem «unsicheren Staat» erklären, in den keine Flüchtlinge zurückgeschafft werden dürfen. Die EU und der Bundesrat sorgen auch sonst dafür, dass das Dublin-Abkommen scheitert. *Von Lucien Scherrer*



No-go-Area? Flüchtling in Italien.

Es gibt Abstimmungsbroschüren, die sind fast schon legendär. Das Büchlein, das der Bundesrat vor der Abstimmung über die Schengen/Dublin-Verträge am 5. Juni 2005 verschickte, gehört mit Sicherheit dazu. Denn es ist voller Fehlprognosen. So kostete die Umsetzung der Abkommen nicht 7,4, sondern allein bis 2011 43 Millionen Franken. Ähnlich sieht es bei den Zielen aus. Mit dem Dublin-Abkommen sollte das Asylwesen in Europa koordiniert werden. Dies anhand der Grundregel, dass jenes Vertragsland, das ein Flüchtling zuerst betreten hatte, für ein Gesuch zuständig sei.

Im Abstimmungsbüchlein tönt das so: «Dublin verhindert mehrfache und missbräuchliche Asylgesuche», und: «Die Dubliner Zusammenarbeit verhindert, dass Asylsuchende, die in der EU abgewiesen worden sind, in der Schweiz erneut ein Asylverfahren durchlaufen können.» Heute, acht Jahre später, ist klar: Das Dublin-Abkommen verhindert weder mehrfache noch missbräuchliche Asylgesuche, noch verhindert es, dass die Schweiz Verfahren übernehmen muss, um die sich eigentlich ein «Erstasyl-Land» kümmern sollte.

Nun könnte das «System Dublin» endgültig zur Farce werden. Laut einem Bericht des *Tages-Anzeigers* vom Montag hat eine siebenköpfige Familie aus Afghanistan vor dem Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte

(EGMR) Beschwerde eingelegt gegen ihre Abschiebung nach Italien, die von den Schweizer Behörden verfügt wurde. In Italien, so argumentiert die Familie gemäss Unterlagen des EGMR, drohe ihr eine «unmenschliche Behandlung», was gegen die Menschenrechtskonvention verstosse. In ihrem Aufnahmezentrum in Bari habe es nämlich keine sanitären Anlagen gegeben, dafür tägliche Schlägereien.

Freipass zum Abtauchen

Bei den Afghanen handelt es sich um klassische Asylnomaden. Erst flüchteten sie in den Iran, dann über die Türkei nach Italien, dann nach Österreich und schliesslich in die Schweiz, wo sie eine eifrige Anwältin aus dem Dunstkreis der Gruppe «Bleiberecht» fanden. Dass der Fall am 12. Februar vor der grossen EGMR-Kammer verhandelt wird, deutet darauf hin, dass die Richter einen Grundsatzentscheid fällen könnten.

Im schlimmsten Fall muss die Schweiz damit rechnen, dass Italien, ihr wichtigster «Partner» im Dublin-System, zum «unsicheren Staat» erklärt und mit einem Rückschaffungsstopp belegt wird. 2012 schaffte die Schweiz rund 4500 Flüchtlinge in Dublin-Staaten zurück, darunter 3000 nach Italien. Die Folgen eines Stopps wären gravierend: Die Schweiz müsste Tausende Flüchtlinge auf eigene Rechnung in ihre

Heimatländer zurückbringen. Es wäre nicht das erste Mal, dass ein EU-Staat zur No-go-Area für Flüchtlinge erklärt würde. Griechenland ist bereits 2011 vom Europäischen Gerichtshof von der Pflicht befreit worden, Flüchtlinge zurückzunehmen, weil der marode Staat angeblich nicht mehr in der Lage sei, eine menschenwürdige Behandlung zu gewährleisten. Hilfswerke weibeln schon lange dafür, dass auch Italien den Stempel «unzumutbar» erhält, weil sie Unterkünfte und Betreuung für mangelhaft halten.

Allerdings hat der EGMR bisher alle Beschwerden von Flüchtlingen abgewiesen, die sich gegen eine Rückschaffung nach Italien wehrten. Dies mit dem Argument, dass die Verhältnisse zwar nicht optimal, aber nicht genügend desolat seien für einen Rückführungsstopp. Frank Schürmann, der die Schweiz als Mitarbeiter des Bundesamtes für Justiz in Strassburg vertritt, gibt sich deshalb zuversichtlich, dass auch die Beschwerde der afghanischen Familie abgewiesen wird: «Wir sehen keinen Anlass für eine unterschiedliche Beurteilung, umso weniger, als Italien in jüngster Zeit erhebliche Anstrengungen unternommen hat, die Verhältnisse in den Aufnahmezentren zu verbessern.» Eine Prognose über den Ausgang des Verfahrens am EGMR sei «gleichwohl nicht möglich».

Tatsächlich sind die Strassburger Richter immer wieder für eine Überraschung gut. Entsprechend beunruhigt sind die kantonalen Vollzugsorgane. «Es kann ja nicht sein, dass sich andere einfach aus der Verantwortung stehlen», sagt Marcel Suter, Präsident der Vereinigung der kantonalen Migrationsbehörden. «Die EU müsste Druck auf jene Staaten ausüben, welche ihre Verpflichtungen nicht erfüllen. Andernfalls stellt sie das ganze Dublin-Konstrukt in Frage.»

Die Schweiz hat innerhalb von Europa das grösste Interesse an einem funktionierenden italienischen Asylwesen: 2012 kamen über 80 Prozent der 3500 Dublin-Flüchtlinge, die nach Italien zurückgeschickt wurden, aus der Schweiz. Wobei in Italien insgesamt nur 15 000 Personen ein Gesuch stellten, in der Schweiz dagegen über 28 000. Dies, obwohl der Bundesrat 2005 versicherte, dass die Schweiz «kein klassisches Erstasyl-Land» sei – im Gegensatz zu Italien. Die Hoffnung, dass die EU an diesem Ungleichgewicht etwas ändern könnte, ist verfehlt. Bisher hat sie wenig getan, ihre südlichen Mitglieder an die Kandare zu nehmen. Im Gegenteil: Statt Probleme anzugehen, führt sie das

Dublin-Prinzip mit neuen, weltfremden Vorschriften ad absurdum, was letztlich Ländern wie Italien zugute kommt. Im Sommer hat das EU-Parlament eine Verordnung erlassen mit dem Ziel, die Rechte der Flüchtlinge zu «stärken». Konkret soll es den Mitgliedstaaten untersagt werden, Personen zu inhaftieren, weil sie sich in einem Dublin-Verfahren befinden oder weil sie sich weigern, zu kooperieren. Neu müssen die Behörden eine «erhebliche Gefahr» nachweisen, dass jemand untertauchen könnte.

Migrationsämter rebellieren

Da sich die Schweiz verpflichtet hat, Änderungen im Dublin-Vertragwerk zu übernehmen, muss sie die Verordnung ab 2015 anwenden. Andernfalls müsste sie das Abkommen kündigen. Der Bundesrat hat bereits verlauten lassen, dass er den Brüsseler Vorgaben folgen will; eine Abstimmung im Parlament steht noch aus. Die kantonalen Migrationsämter rebellieren bereits jetzt, aus gutem Grund. Noch Anfang Jahr hatte ihnen das Bundesamt für Migration (BfM) empfohlen, Asylbewerber nach der Eröffnung eines Dublin-Entscheids sofort in Haft zu nehmen. So konnte die Zahl der Flüchtlinge, die untertauchten, massiv gesenkt werden (umgekehrt mussten Länder wie Italien mehr Asylanten zurücknehmen). Mit den neuen Vorschriften wäre das kaum noch möglich. «Wie soll man vorgängig beweisen, dass jemand untertauchen will?», fragt Kantonsvertreter Marcel Suter.

Kommt hinzu, dass die EU selbst dann, wenn eine nachgewiesene Gefahr besteht, dass jemand untertauchen könnte, eine Haftfrist von maximal sechs Wochen erlauben will. Heute kann der Haftrichter in derartigen Fällen eine Frist von dreissig Tagen beliebig verlängern. «Wenn wir alle Leute nach sechs Wochen entlassen müssen, weil ihr Gesuch noch hängig ist, sehen wir schwarz», sagt Suter. Tatsächlich ist damit zu rechnen, dass es dank Rekursen und Wiedererwägungsgesuchen ein Leichtes sein wird, die Fristen zu umgehen und abzutauchen. Bundesrätin Simonetta Sommaruga (SP) will künftig allen Dublin-Flüchtlingen einen Gratisanwalt zur Verfügung stellen, zwecks rechtlicher Besserstellung.

Das Mandat für den juristischen Grossauftrag hat das BfM ausgerechnet der Schweizerischen Flüchtlingshilfe (SFH) erteilt. Diese fordert schon lange, dass Ausschaffungen nach Italien eingeschränkt oder gar gestoppt werden. In einer kürzlich publizierten Studie schreibt die SFH, dass es aufgrund der «systemischen Mängel» nötig sei, jede Rückführung nach Italien auf ihre Rechtmässigkeit zu prüfen. Dass das BfM vor diesem Hintergrund mit einer Beschwerdequote von 50 Prozent rechnet, wenn die kostenlose Rechtshilfe eingeführt wird, ist bestenfalls naiv. Vielmehr sind Rekursfluten und faktische Rückschaffungsstopps programmiert – egal, was die Strassburger Richter am 12. Februar entscheiden. ○

Gewerbler zur Kasse

Mit ihrem Ja zu neuen Motorfahrzeugsteuern wollten die Stimmbürger des Kantons Zürich Offroad-Fahrer bestrafen. Jetzt büssen vor allem KMU. Von Alex Reichmuth

Daniel Hochreutener kann es nicht fassen. Sätze 70 000 Franken mehr muss der Winterthurer Unternehmer nächstes Jahr für die 150 Fahrzeuge seiner Autovermietung an den Kanton abliefern. Die Motorfahrzeugsteuer für einen Renault Trafic mit neun Plätzen etwa beträgt neu 818 Franken statt 395 Franken. Und ein Lieferwagen mit 3,5 Tonnen Gewicht kostet gar 1138 Franken statt 428 Franken – ein Plus von 166 Prozent.

Grund für die Aufschläge ist, dass die Steuern im Kanton Zürich neu nicht mehr nur von der Hubraumgrösse abhängen, sondern auch vom Fahrzeuggewicht. Je schwerer, desto teurer, lautet die Formel. Hochreuteners KMU mit zwölf Angestellten trifft es besonders hart. Denn die Firma besitzt viele Kleinbusse und Lieferwagen, die sie für Transportfahrten, Wohnungsumzüge oder Gruppenausflüge vermietet.

Genauso verärgert ist Christian Pitschen, der ebenfalls Autos vermietet. Auch er bezahlt nächstes Jahr einige zehntausend Franken mehr. Besonders stossend findet er, dass die Änderung der Motorfahrzeugsteuern unter dem «Deckmantel der Ökologie» daherkomme, wie er es ausdrückt. Tatsächlich hat das Stimmvolk des Kantons Zürich letztes Jahr den neuen Steuern im Glauben zugestimmt, damit etwas Gutes für die Umwelt zu tun. Es gehe um eine «verursachergerechte Abgabe mit Anreizen zu ökologischem Verhalten», hiess es in den Abstimmungsunterlagen. Mit der Änderung wollte man Offroad-Fahrer bestrafen. Doch nun müssen nebst Gewerbetreibenden auch Behindertenorganisationen und Schulen mehr zahlen. Für sie sind schwere Transportfahrzeuge kein Statussymbol, sondern eine Notwendigkeit.

«Als Schwarzmalter verspottet»

Etwa 5000 Franken mehr für firmeneigene Fahrzeuge bezahlt auch der Winterthurer Garagist Markus Hutter. Die «völlig unnötige Belastung» treffe nicht nur die Autobranche, sondern das Gewerbe insgesamt, sagt der FDP-Nationalrat. «Als wir im Abstimmungskampf aber vor der Mehrbelastung gewarnt haben, wurden wir als Schwarzmalter verspottet.»

Dieter Kläy, Leiter Mobilität beim Schweizerischen Gewerbeverband und Zürcher FDP-Kantonsrat, vermutet, dass viele Gewerbler noch nicht realisiert haben, welche Mehrausgaben auf sie zukommen. «Das dürfte ihnen bewusst werden, wenn sie die Rechnung vom Strassenverkehrsamt erhalten.» Widerstand



«Völlig unnötig»: FDP-Nationalrat Hutter.

gegen die Erhöhungen sei nach dem Ja an der Urne allerdings zwecklos. Dieses Ja ist wohl darauf zurückzuführen, dass viele Autofahrer mit eher leichten Fahrzeugen etwas weniger tief ins Portemonnaie greifen müssen – denn insgesamt nimmt der Kanton nicht mehr Motorfahrzeugsteuern ein. Viele profitieren, während wenige bezahlen. Zwar gibt es für Nutzfahrzeuge mit besonders tiefem CO₂-Ausstoss einen Rabatt von fünfzig Prozent. Aber dieser gilt nur für die nächsten vier Jahre und nur für Fahrzeuge, die ab Januar 2014 in Verkehr gesetzt werden. Die meisten Gewerbetreibenden können ihre Fahrzeugflotte nicht so rasch erneuern.

Manche Unternehmen wollen nun ihre Fahrzeugflotte an firmeneigene Standorte in anderen Kantonen verschieben, wo die Steuern tiefer sind. Garagist Markus Hutter etwa überlegt sich, dreissig Fahrzeuge nach Schaffhausen zu bringen. Auch beim Winterthurer Dienstleistungsunternehmen Optimo Service AG prüft man eine Verschiebung. «Der Thurgau zum Beispiel ist nur wenige Kilometer von Winterthur entfernt», sagt Ernesto Pepe von der Optimo Service AG. Die Motorfahrzeugsteuern seien dort aber nur halb so hoch wie im Kanton Zürich. Um gegen die ausserkantonale Konkurrenz bestehen zu können, dränge es sich geradezu auf, Fahrzeuge zu verschieben. ○

Schiefe Geschichtsbilder

Schenkte der Bundesrat beim Thema Zuwanderung den Sorgen und Nöten des Volkes früher mehr Beachtung als heute? Rhetorisch vielleicht schon, doch faktisch überzeugte die Politik zu Zeiten der Ausländerkontingente wenig. *Eine Replik von Thomas Gees*



«Keine Illusionen»: FDP-Bundesrat Schaffner.

«Ob es auf die Dauer klug sein wird», fragte sich der Bundesrat, «so viele Fremdarbeiter in der Schweiz zu haben, damit sie den ganzen Samstag die Zähne an der Sonne trocknen können, ohne einen Streich zu arbeiten, währenddem sie in Italien sogar am Samstagnachmittag Bauleistungen vollbringen?» Gesagt beziehungsweise geschrieben hatte dies Hans Schaffner, Aargauer Bundesrat für die FDP. Man schreibt das Jahr 1964, die Wogen gehen hoch, die Schweiz steckt in einer Überfremdungsdebatte, nicht die erste in der Geschichte und, wie wir heute wissen, nicht die letzte.

Hans Schaffner befasste sich als Volkswirtschaftsminister auch mit der Regulierung des Arbeitsmarktes. Seit Kriegsende kamen jährlich immer mehr Südeuropäer in die Schweizer Landwirtschaft, in die Fabriken und auf die Baustellen. Die Nachkriegsschweiz boomte, und es herrschte Arbeitskräftemangel, damals eher in den Tieflohnbranchen, die noch nicht wegmodernisiert waren. Der Schriftsteller Max Frisch schrieb: «Wir riefen Arbeitskräfte, und es kamen Menschen.»

Neue Migration aus Süditalien

Und diese Menschen kamen nicht nur zur Arbeit, sie wollten auch wohnen, Familien gründen und ihre Kinder zur Schule schicken. Der Bundesrat suchte Mitte der 1960er Jahre den



Tieflohnjobs: italienische Gastarbeiterinnen in der Schokoladenfabrik Lindt und Sprüngli, 1970.

Mittelweg zwischen den Ansprüchen von ausländerkritischen sozialen Bewegungen und dem Verlangen der Arbeitgeber nach günstigen Arbeitskräften. Diese kamen traditionell aus Norditalien, doch vermehrt holten die Arbeitgeber Migranten in Apulien, Kalabrien und Sizilien und den noch faschistisch regierten Ländern Spanien und Portugal.

Bundesrat Hans Schaffner beklagte sich hinter vorgehaltener Hand über den Mangel an Verstand und Vernunft in der neu entfachten Ausländerdebatte. Ein konkreter Anlassorgte dafür, dass die Politik der offenen Grenzen unter Beschuss kam. 1964 debattierte man in den Parlamentskommissionen heftig über einen Staatsvertrag mit Italien. Auf Drängen der italienischen Regierung wurde ein Abkommen ausgehandelt, das den italienischen Arbeitskräften mehr Rechte beim Aufenthalt in der Schweiz zugestehen sollte.

Das Parlament drohte, den Staatsvertrag mit Italien zu versenken, ungewöhnlich für damalige Verhältnisse. Nicht das Abkommen, sondern «die hohe Zahl an ausländischen Arbeitskräften macht uns Sorgen», kommentierte Nationalrat Otto Bienz von der Berner SVP die behördliche Arbeitsmigrationspolitik. Tatsächlich hatte sich in den 1950er Jahren der Anteil der Ausländer an der ständigen Wohnbevölkerung von fünf auf zehn Prozent

verdoppelt. Die Parlamentarier forderten ein klares Bekenntnis des Bundesrates zur Stabilisierung der ausländischen Arbeitskräfte; erst danach würde das Parlament das Abkommen ratifizieren. Eilends verfassten Schaffners Beamte zum Staatsvertrag einen Ergänzungsbericht, der von Bundespräsident Tschudi signiert wurde.

Auch den Kontext erwähnen

Hilft die Geschichte angesichts des heissen Ausländerjahrs 2014, in dem zwei Initiativen und die Ausweitung der Personenfreizügigkeit auf Kroatien die Ausländerdebatte so richtig anfeuern? Leider nur bedingt, aber wenn man schon auf die Geschichte verweisen will, wie dies *Weltwoche*-Chefredaktor Roger Köppel letzte Woche mit ein paar Zitaten aus diesem von Tschudi unterzeichneten Bundesratsbericht ans Parlament getan hat, sollte man auch den Kontext erwähnen. Wenn Köppel meint, dass der Bundesrat damals «ernsthaft auf das Volk eingeht», dann sind dies Interpretationen, die mehr über die Gegenwart als über die damaligen Verhältnisse etwas sagen.

Köppel hätte andere zeitgenössische Zitate hinzufügen können, zum Beispiel ein Kommentar Schaffners zur Wohnungsknappheit: «Angesichts der Mieten werden es zudem viele Italiener vorziehen, ihre Familien in Italien zu

belassen. Wir erachten den Nachweis einer Wohnung nicht als erbracht, wenn dafür eine Schweizerfamilie hinausgeworfen werden muss.» Sind es solche Aussagen, die man heute von Bundesrat Schneider-Amman gerne hören würde? Die Frage ist doch: Würden solche Worte an der real existierenden Zuwanderung etwas ändern? In einer historischen Analyse kommt man zum knappen Schluss, dass die Rhetorik damals keinen spürbaren Einfluss auf die weitere Entwicklung in den 1960er Jahren hatte. Erst in der Wirtschaftskrise 1973/74 ging die Zuwanderung spürbar zurück.

Wer die Diskussionen von damals studiert, erlebt sein Déjà-vu. Die Ausländer wurden schon in den 1960er Jahren für Probleme in der Infrastruktur verantwortlich gemacht. Gab es zu wenig Spitalbetten oder zu grosse Schulklassen, waren die Ausländer schuld, heute sollen sie die Autobahnen verstopfen und die knappen Sitzplätze in den Zügen belegen.

Mag sein, dass der Bundesrat in den 1960er Jahren tatsächlich die Nachteile der Zuwanderung «wirklichkeitsnahe und differenziert» kommunizierte, wie dies Köppel letzte Woche festgestellt hat. Der Bundesrat erklärte der Öffentlichkeit kühn, die Zahl der Ausländer müsse nicht nur stabilisiert, sondern sogar vermindert werden. Damit reagierte er genau so, wie es die aufgeschreckten Parlamentarier von ihm erwartet hatten. Und das Parlament liess sich tatsächlich beeindrucken, genau so, wie sich auch Roger Köppel fünfzig Jahre später beeindrucken lässt. Das Einwanderungsabkommen wurde 1965 vom Parlament genehmigt, der Bundesrat hatte es geschafft, die ausländerkritische Stimmung zu beruhigen.

Reale Wirkung blieb aus

Es entwickelte sich fortan eine Art Ritual in der Schweizer Migrationspolitik: Jährlich legte der Bundesrat dem Parlament seine «Plafonierungsbeschlüsse» vor, die in der Rhetorik immer restriktiver wurden. Damit beruhigte er nicht nur James Schwarzenbachs Anhänger aus der Nationalen Aktion gegen die Überfremdung von Volk und Heimat, sondern auch die Gewerkschaften. Die reale Wirkung blieb aber aus, der Anteil der Ausländer an der Wohnbevölkerung nahm auch in den 1960er Jahren laufend zu. Durch geschickte Umschichtungen der Ausländerkontingente konnte der Zuwachs an der ständigen Wohnbevölkerung statistisch ein wenig gebremst werden.

Die Verwaltung musste sich deshalb immer neue Gründe einfallen lassen, warum die Plafonierungsbeschlüsse nicht richtig einschlugen. Es gibt nur einen Schluss: Dem damaligen Bundesrat ging es nicht darum, die Zuwanderung zu begrenzen, sondern den Überfremdungsgegnern um James Schwarzenbach den Wind aus den Segeln zu nehmen. Das war realpolitisch klug, führte später aber zu einer Verklärung der «alten» Migrationspolitik.

Dass heute die Befürworter der Masseneinwanderungsinitiative die alte Politik von vor der Personenfreizügigkeit herbeisehnen, hängt mit der Erfahrung der 1970er Jahre zusammen. Die Zuwanderung wurde vorübergehend erstmals durch die Rezession nach dem Ölschock von 1973/74 gebremst. Es gelang der Schweiz, die Arbeitslosigkeit im internationalen Vergleich tief zu halten, die Arbeitslosen wurden faktisch exportiert. Ungefähr 200 000 ausländische Arbeitskräfte fanden keine Arbeit mehr und verliessen die Schweiz wieder und wanderten nach Saisonende nicht erneut ein. Mit der Steuerung der Zuwanderung hatte dies nichts zu tun, vielmehr mit einem schwach ausgebauten Sozialstaat und dem fehlenden Angebot an Arbeitsplätzen in einer Wirtschaft, welche sich zu lange auf günstige Arbeitsmigranten verlassen hatte.

Ohne Zugeständnisse kein Freihandel

Heute ist einer breiten Öffentlichkeit bewusst, dass es einen Zusammenhang zwischen der Europa- und der Zuwanderungspolitik gibt. Dieser Zusammenhang bestand schon in den 1960er Jahren, nur bemerkte dies kaum jemand. Stellt man das «Italienerabkommen» von 1964/65 in einen erweiterten Kontext, ist der Bezug zur Europapolitik offensichtlich. Bundesrat Schaffner war für beides zuständig.

Der Ausländeranteil nahm in den 1960er Jahren nochmals munter zu, von 10 auf 17 %.

Einerseits versuchte er zu erreichen, dass die Schweiz nicht vom Markt der damaligen Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft (EWG, heute EU) ausgeschlossen wurde. Dies hiess für ihn: Goodwill in Rom und Brüssel zu schaffen. Innerhalb der EWG setzte Italien das Prinzip der Personenfreizügigkeit durch, mit Drittstaaten wie der Schweiz nutzte man erfolgreich den Gemeinsamen Markt (heute Binnenmarkt), um der Schweiz ein Einwanderungsabkommen abzurufen.

Schaffner erklärte gegenüber seinen Kollegen im Bundesrat: «Ein Scheitern der Verhandlungen und ein vertragsloser Zustand mit Italien könnten sich auf allfällige kommende Assoziationsverhandlungen in Brüssel ungünstig auswirken.» Hintergrund dieser Aussage bildete das Bemühen des Bundesrats, mit der EWG ein Assoziationsabkommen auszuhandeln, um der Diskriminierung durch die EWG zu entgehen. Bundesrat und Verwaltung waren sich schon vor fünfzig Jahren vollständig darüber im Klaren, dass es keinen Freihandel mit der EWG gab ohne Zugeständnisse auf dem Gebiet der Zuwanderung, kurz: Zugang zum Gemeinsamen Markt gegen eine bessere Rechtsstellung der italienischen Arbeitsmigranten mit ihren Familien.

Können wir also, um auf die Eingangsfrage zurückzukommen, den bürgerlichen Bundesrat um Schaffner als zuwanderungskritische Institution verstehen? Zeugen die damals herablassenden Worte über die italienischen Arbeitskräfte von einer besorgten Regierung, die sich selbstkritisch mit den Folgen der hohen Zuwanderung beschäftigt?

Je nach Auswahl der Zitate kann man unterschiedlich resümieren. Schaffner bemerkte intern auch: «Die Schweizer machen sich eben kolossale Illusionen, wenn sie glauben, sie könnten auf die Dauer nur die aktive, im Berufsleben stehende Bevölkerung des Nachbarstaates hereinnehmen, die Familien, Frauen, Kinder und Betagte, aber im Absenderstaat der an und für sich willkommenen Arbeitskräfte zurücklassen.» Das ist ein klares Plädoyer für die Personenfreizügigkeit, fünfzig Jahre alt und aus der Feder eines hochangesehenen Politikers, der hierzulande gerne als der Verfechter einer EU-kritischen Politik bemüht wird. In der «alten» Ausländerpolitik ging es um vielbeschriebenes Papier ohne Wirkung: Der Ausländeranteil nahm in den 1960er Jahren nochmals munter zu, von knapp 10 auf 17 Prozent.

Man kann natürlich dem Bundesrat von heute vorwerfen, er verharmlose die Folgen der Zuwanderung, früher sei alles besser gewesen. Aber dieses Geschichtsbild ist schief. Der Bundesrat war früher nicht aufrichtiger. Letztlich gewichtete der Bundesrat mit der Wirtschaft schon damals die Forderung aus Brüssel nach freier Arbeitsmigration inklusive Familiennachzug höher als die innenpolitischen Ängste der Bevölkerung. Innerhalb der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft waren es die Italiener, die das Prinzip des freien Arbeitsmarktes hochhielten.

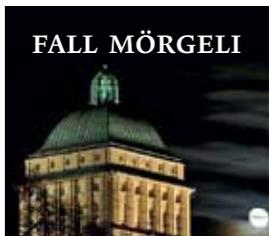
«Zölibat nicht zumutbar»

Max Frisch war nicht der Einzige, dem die ausländerkritische Rhetorik auffiel. Dass die südeuropäischen Arbeitskräfte auch noch andere Bedürfnisse hatten, war den Verantwortlichen im Bundesrat auch klar. In seinem typisch lakonischen Beamtenhumor brachte es Hans Schaffner verwaltungsmässig intern auf den Punkt: «Man muss einmal deutlich sagen, dass man auf die Dauer den Fremdarbeitern nicht das Zölibat zumuten kann.» Hätte er es doch mal öffentlich gesagt!

Das hier mehrfach zitierte Schreiben aus dem Jahr 1964 von Bundesrat Schaffner findet man in der Online-Datenbank der Diplomatischen Dokumente der Schweiz, www.dodis.ch, als Dokument Nr. 30798.

Die Erläuterungen zum Staatsvertrag mit Italien (vgl. Editorial *Weltwoche* vom 5. 12. 2013) sind unter www.amtsdruckschriften.bar.admin.ch abrufbar (26.02.1965).

Thomas Gees ist Historiker mit Schwerpunkt Geschichte der europäischen Integration, er lehrt im Fachbereich Wirtschaft der Berner Fachhochschule.



Die Falle schnappt zu

Seine institutsinternen Widersacher zünden die nächste Eskalationsstufe und gehen via *Tages-Anzeiger* gegen Christoph Mörgeli vor. Direktor Flurin Condrau ist beteiligt und lässt Mörgeli konsequent auflaufen. Teil 5 der *Weltwoche*-Serie. Von Philipp Gut

Monatelang haben sie hinter den Kulissen heimlich an der Bombe gebastelt, am 11. September 2012 – einem Dienstag – lassen sie diese mit kalkulierter Wirkung hochgehen: Gestützt auf vertrauliche Dokumente und Aussagen mehrerer Angehöriger des Medizinhistorischen Instituts – darunter dessen Chef Flurin Condrau und Stellvertreterin und Vizedirektorin Iris Ritzmann – sowie weiterer Informanten aus der Universität, eröffnet der Zürcher *Tages-Anzeiger* eine Pressekampagne gegen Christoph Mörgeli, den Konservator des Institutsmuseums und Nationalrat der Schweizerischen Volkspartei (SVP). «Schwere Vorwürfe gegen Professor Christoph Mörgeli», titelt der *Tagi* auf der Front, der ganzseitige Hauptartikel auf Seite 3 spricht von «Leichen im Keller des Professors».

Hauptquellen des *Tages-Anzeigers* sind der sogenannte Akademische Bericht 2011 sowie ein Gutachten über die von Mörgeli betreute Objektsammlung, das der Stuttgarter Medizingeschichtswissenschaftler und Condrau-Vertraute Robert Jütte verfasst hat. Beide Berichte sind amtsgeheim und üben massive Kritik an Mörgeli. So zitiert der *Tages-Anzeiger* aus dem von Mörgelis Chef Flurin Condrau erstellten Akademischen Bericht: «Die in den 1980er Jahren kuratierte Dauerausstellung ist heute teilweise fehlerhaft, unzweifelhaft veraltet und museologisch überholt.» Kurzfristige «Bereinigungen» der Ausstellung seien unumgänglich. Aber nicht nur das: Mittelfristig, so Condrau weiter, «werden wir uns mit einer Neukonzeption befassen müssen, wenn das Museum nicht geschlossen werden soll. Aktuell stellt das Museum für die wissenschaftliche Medizingeschichte in Zürich eine grosse Belastung und sicherlich kein *asset* dar.»

Condrau kann mit dem von Mörgeli geleiteten Museum also so wenig anfangen, dass er es – zumindest in seiner bestehenden Form – am liebsten schliessen würde. Ähnlich düster ist das Bild, das der Institutsdirektor von der erwähnten medizinhistorischen Sammlung zeichnet. So streicht der *Tagi*, auch schriftgrafisch hervorgehoben, folgendes Condrau-Zitat aus dem Akademischen Bericht heraus: «Der Objektsammlung des Medizinhistorischen Instituts und Museums geht es nicht gut. Sie wurde seit Jahren nicht professionell betreut: Mehrere zehntausend unkatalogisierte Objekte verstauben in offenen Regalen. Aktuell ist noch nicht einmal die Grundreinigung des Depots geregelt. Wir können nicht von einer wissenschaftlichen Sammlung ausgehen und ste-

hen vor schwierigen Entscheidungen. Dabei geht es auch ganz konkret darum, ethischen, rechtlichen und wissenschaftspolitischen Schaden vom Institut, der Fakultät und letztlich auch der Universität fernzuhalten.»

Wie der *Tages-Anzeiger* weiter betont, liegt ihm auch der sogenannte Jütte-Bericht über die medizinhistorische Sammlung vor. Daraus zitiert die Zeitung den Satz: «Die in einem Kellerraum gelagerten menschlichen Knochen sind teilweise dem Staub und Ungeziefer direkt ausgesetzt.»

Das Echo, das diese Enthüllungen hervorriefen, war gewaltig – und von den Drahtziehern der Kampagne leicht vorauszusehen. Zu spektakulär waren die Vorwürfe, zu prominent war die Zielperson: Christoph Mörgeli gehört innerhalb der SVP – für viele an sich schon eine Reizpartei – zu den umstrittensten Köpfen. Nur wenige Politiker polarisieren so stark wie er. Kurz: Es waren Zutaten für eine Pressekampagne, wie sie im Lehrbuch steht.

Condrau informierte den *Tagi*

Allerdings: Was mit der Zündung der Bombe im *Tages-Anzeiger* vom 11. September krachend ins Bewusstsein der Öffentlichkeit drang, hatte eine Vorgeschichte. Die Einschaltung der Medien war nur die jüngste Eskalationsstufe in einem arbeitsrechtlichen Mobbingfall, der selbst in der an Intrigen reichen Zürcher Universitätsgeschichte seinesgleichen suchen dürfte. Entscheidend für die Beurteilung der Ereignisse ist die Tatsache, dass Arbeitskollegen und – in massgeblicher Form – auch und besonders die Vorgesetzten Christoph Mörgelis am Medizinhistorischen Institut mit der



Lobt Condraus «Engagement»: Rektor Jarren.

Presse kommunizierten, um den Untergebenen medienöffentlich zu diskreditieren und ihn loszuwerden. Das gilt erwiesenermassen für Vizedirektorin und Condrau-Stellvertreterin Iris Ritzmann, aber auch für Institutsdirektor Flurin Condrau.

Die Universitätsleitung hat Ritzmann Ende Oktober 2013 entlassen, weil sie – so stellte die Staatsanwaltschaft fest – vertrauliche Informationen an den *Tages-Anzeiger* sowie die Zeitung *Sonntag* überbracht und das Amtsgeheimnis verletzt hatte. Details dazu wurden am Mittwoch letzter Woche bekannt. In einem Gutachten zuhanden der Universität bestätigte der Jurist und ehemalige Direktor des Bundesamtes für Justiz, Heinrich Koller, dass Ritzmann Kontakt zum *Tagi*-Journalisten gehabt, diesen mit Informationen versorgt, ihren elektronischen Benutzernamen samt Passwort verraten, Korrekturen am Text vorgenommen und dem Autor am Abend des 11. September 2012 – also dem Tag, an dem der Artikel erschien – sogar zu diesem gratuliert habe.

Doch nicht nur Vizedirektorin Iris Ritzmann, auch Institutsleiter Flurin Condrau hatte den *Tages-Anzeiger* mit Hinweisen auf vertrauliche Daten aufmunitioniert. Dies geht unzweifelhaft aus einem Interview hervor, das der Urheber der Recherchen, der Journalist Iwan Städler, am 21. September 2012 dem Tamedia-eigenen Newsnet gewährte. Städler beschreibt, wie er auf die Story kam und sagt wörtlich: «Nachfragen bei Mörgelis Chef Flurin Condrau ergaben, dass der Bericht zwar geschrieben, seit langem eingereicht, aber noch nicht freigegeben war. Da war klar, dass die Geschichte brisant ist.» Die Rede ist vom ominösen Akademischen Bericht 2011, den die Universitätsleitung wie erwähnt unter Verschluss hielt, weil er so heftig mit einem Mitarbeiter – eben Christoph Mörgeli – ins Gericht ging, dass er dessen Persönlichkeitsrechte tangierte.

Willkür der Universitätsleitung

Fakt ist: Laut Journalist Städler stand Condrau vor der Publikation des Artikels mit ihm in Kontakt. Mehr noch: Der Institutsdirektor brachte den *Tages-Anzeiger* durch seine bereitwilligen Aussagen zum vertraulichen Gegenstand der journalistischen Anfrage erst auf die entscheidende, da «brisante» Fährte. Die Frage stellt sich, ob er durch diese Aussagen das Amtsgeheimnis verletzte. Seinen Mitarbeiter Christoph Mörgeli hingegen liess Condrau



«Brisante» Geschichte: Institutsleiter Condrau.

kalt ins Messer laufen: Er warnte ihn mit keinem Wort vor der bevorstehenden Kampagne. Vor diesem Hintergrund mutet es eigenartig, ja willkürlich an, dass die Universitätsleitung zwar Condraus Stellvertreterin Iris Ritzmann entlassen hat, den ebenfalls in den Geheimnisverrat und die Pressekampagne involvierten Chef aber unangetastet lässt. Im Februar 2014 nämlich soll Condrau, der seit Auffliegen der Affäre abgetaucht ist und die Institutsführung vorübergehend abgeben musste, gemäss Otfried Jarren, Interimsrektor der Universität, wieder in sein Amt eingesetzt werden. An der erwähnten Medienkonferenz vom Mittwoch vergangener Woche, an der Heinrich Koller sein Gutachten zur Ritzmann-Entlassung vorstellte, dankte Rektor Jarren Institutsleiter Condrau sogar «sehr» für sein «Engagement» zugunsten von Institut und Universität.

Über diese Worte und diese Würdigung des Rektors kann man nur staunen. Denn Condraus Bilanz ist, bei Lichte besehen, verheerend: Die vier führenden Köpfe des Instituts – Condrau, Ritzmann, Mörgeli und dessen Stellvertreter Eberhard Wolff – sind endgültig oder vorübergehend weg, das Medizinhistorische Museum ist seit dem 4. Dezember 2013 geschlossen, Rektor Andreas Fischer musste zurücktreten, die Uni ist in diverse juristische Verfahren verwickelt, ihr Ruf ist international angeschlagen. Fast will es scheinen, als beziehe sich das Lob von Interimsrektor Jarren darauf, dass Condrau den missliebigen Christoph Mörgeli aus der Universität drängte. Denn dieses «Engagement» war in der Tat erfolgreich und lag ihm offensichtlich am Herzen – längst bevor er den *Tages-Anzeiger* nach Angaben des federführenden Journalisten auf die «brisante» Geschichte gebracht hatte.

Gang an die Presse: Teil des Mobbing

Tatsache bleibt: Indem es mit der Presse zusammenspannte, dynamisierte das Leitungsduo Condrau/Ritzmann eine Auseinandersetzung, die intern seit Monaten schwelte, ja eigentlich schon mit dem Amtsantritt von Institutschef Condrau im Februar 2011 begonnen hatte. Der neue Institutsdirektor war Christoph Mörgeli von Beginn weg äusserst kritisch bis feindlich gesinnt. Spätestens anlässlich eines Standortgesprächs im November 2011 legte Flurin Condrau seine Agenda ungeschminkt offen: In Gegenwart von Klaus Grätz, Dekan der Medizinischen Fakultät und gemeinsamer Vorgesetzter von Condrau und Mörgeli, erklärte der Institutsdirektor, dass er die Zukunft nicht mehr mit Mörgeli plane.

Doch zu einem ordentlichen Kündigungsverfahren kommt es nicht. Vielmehr agiert und agitiert Condrau in einer Weise, die alle Merkmale eines Mobbingvorgangs aufweist: Er stellte Mörgeli – nachdem dieser unter Condraus Vorgänger Beat Rüttimann fast nur Bestnoten erhalten hatte – durchgehend vernichtende

Von: Flurin Condrau <f.condrau@mhiz.uzh.ch>
An: cmoergel@mhiz.uzh.ch, kurt.reimann@gs.uzh.ch, sven.akeret@rd.uzh.ch
Datum: Dienstag, 11. September 2012 10:05
Betreff: Re:

Sehr geehrter Herr Condrau
 Mit Entsetzen sehe ich, dass im heutigen "Tages-Anzeiger" eine Artikelserie beginnt, die meine berufliche und persönliche Integrität ("Leichen im Keller") schwer verletzt. Der mir nicht bekannte Akademische Bericht 2011 ist im Wortlaut dem "Tages-Anzeiger" übergeben worden, und zwar zweifelsfrei aus unserem Institut. Ich weiss nicht, wer genau mir dermassen schaden will, ersuche Sie aber um ein möglichst rasches Gespräch. Ich unterbreche heute um 11 Uhr die Session, da mich der Uni-Generalsekretär um ein Treffen ersucht hat. Ansonsten arbeite ich in meinem Büro.
 Darf ich sie nunmehr zum dritten Mal in schriftlicher Form anfragen, ob das Institut die Kosten von Fr. 5'000 für den Museologie-Kurs trägt und welche von Ihnen betreute Dissertationen vorliegen, damit ich Ihre Standards sehen und meine Doktoranden entsprechend betreuen kann.
 Mit besten Grüssen
 Chr. Mörgeli

Sehr geehrter Herr Mörgeli,

Herrn Reimann und mir scheint es das Beste, wenn Sie zunächst einmal Ihren Termin mit Herrn Reimann wahrnehmen.

Zu Ihren Fragen: Bitte entschuldigen Sie, dass ich auf Ihre diesbezügliche Email vom 5.9. nicht sofort geantwortet habe. Selbstverständlich übernimmt das Institut diese Kosten. Zu den Standards bei Doktorarbeiten verweise ich Sie auf die gültige Dissertationsordnung der Fakultät, die ich Ihnen als PDF anhängte. Darüber hinaus haben wir im HS 2011 ja sehr ausführlich über die Doktorarbeiten Dr. med. gesprochen und dabei festgehalten, dass eine medizinische Doktorarbeit ungefähr dem Niveau einer historischen Master-Arbeit entsprechen sollte.

Erstes E-Mail Mörgelis an Condrau und dessen Antwort nach der Tagi-Geschichte vom 11.9.2012.

Leichen im Keller des Professors

Vorlesungen hätten nicht stattgefunden, menschliche Präparate würden ethisch fragwürdig aufbewahrt, und seine Museumsausstellung sei fehlerhaft: Die Kritik an Medizinhistoriker Christoph Mörgeli ist massiv.

Von Ivan Ethler

Man kennt ihn in erster Linie als engagierten Zürcher Nationalrat, als Chemiker der IVP und als schätzungen Bekanntheit der «Wissenschaft». Allzeit bereit drückt Christoph Mörgeli auf seine politischen Gegner ein, selbst keine persönliche Attacke und wehrt gegen den Staat. Immer wieder kritisiert er diverse Anstalten und stellt einzelne Aufgaben und Kompetenzen infrage. Welche Fragen stellt sich auch der ansonsten eher zurückhaltende Mörgeli? Ist er als konservativer des Medizinhistorischen Museums und der damit verbundenen Objektsammlung an der Uni Zürich wahr? Ist er das Gefühl wert, das die Historiker in ihm und sein Museum stecken? Wie sieht es um seine wissenschaftliche Leistung? Und macht er seine Arbeit korrekt? Auf die Suche nach Antworten begibt sich der TA.



Man kann, dass Präparate ohne Herkunftsangabe oder dass sie in einem Durchsichtsfeld mit verschiedenen weiteren Gegenständen gelagert werden. Mörgeli führt ein, ein «historischer und ethischer Problem zu haben. Es scheint, dass die menschlichen Präparate einer Institution mit dafür verantwortlichen Personal übergeben – oder die beibehalten. Nicht schon aufgrund der Übergrößen können er nur 20 weitere Personen für die Sammlung und das Museum einsetzen, sagt er. Das sei nach der Grund, weshalb die Verantwortung nicht richtig verstanden. Der Expertenbericht hält diesbezügliche Parallelen aber für unabhänger. Nur so sei das Potenzial der Sammlung für die Forschung erkennbar. Und nur dann könne sich der aufwendige Erhalt rechtfertigen.

Vorlesung fand noch nie statt
Nicht seine Funktion als Professor

«Persönliche Integrität schwer verletzt»: Tages-Anzeiger vom 11. 9. 2012.

Zensuren aus, entzog ihm Ressourcen und Kompetenzen, wies ihm ein kleineres Büro zu, stellte nutzlose Aufgaben (wie das Verfassen nicht beachteter Konzeptarbeiten), rügte seine politische Einstellung, schädigte gezielt seinen Ruf (das Museum sei «rassistisch»), erstellte hinter seinem Rücken negative Berichte und verteilte diese – auch wenn sie vertraulich waren – an einen breiten Kreis von Mitarbeitern. Schliesslich sprach er mit der Presse, nicht aber mit seinem Mitarbeiter Mörgeli.

Aber selbst wenn diese ganze Vorgeschichte nicht gewesen wäre: Allein die Reaktion Flurin Condraus auf die anrollende Medienkampagne belegt hinreichend, dass er in seiner Führungsrolle als Institutsdirektor und Vorgesetzter versagte und die gesetzliche Fürsorgepflicht gegenüber seinem angeschossenen Mitarbeiter eklatant verletzte.

Da bei manchen Zeitgenossen beim Namen «Mörgeli» der nüchterne Verstand aussetzt und sofort politische Freund-Feind-Kriterien ins Spiel kommen, versetze man sich für einen Augenblick selber in eine solche Situation: Der Chef will Sie loswerden, er macht das aber nicht auf dem Weg einer ordentlichen Kündigung, sondern er sorgt dafür, dass vertrauliche negative Informationen über Sie, die er zuvor selber hergestellt hat oder herstellen liess, unter Ihre Kollegen gestreut werden. Diese Informationen gelangen zur Presse, und zwar unter aktiver Beteiligung der Stellvertreterin des Chefs, also einer weiteren Vorgesetzten von Ihnen. Der Chef selber hat ebenfalls Kontakte zur Presse. Er informiert Sie bewusst und vorsätzlich nicht über die geplante Kampagne, von der er Kenntnis hat. Mehr noch: Als die Medienkampagne startet, verweigert er Ihnen jedes Gespräch. Er ist für Sie schlicht nicht mehr da und lässt Sie systematisch auflaufen, während die geballte Medienmacht über Sie hereinbricht.

Ein solches Verhalten wäre in jedem normalen Betrieb ein Skandal und müsste Folgen haben für den mobbenden Chef – nicht so aber an der Uni Zürich.

Sofort, nachdem er in den Morgenstunden des 11. September 2012 die Zeitung gelesen hat – er befindet sich zu diesem Zeitpunkt an der Herbstsession der eidgenössischen Räte im Berner Bundeshaus –, schreibt Christoph Mörgeli per E-Mail folgende Zeilen an seinen Vorgesetzten («Sehr geehrter Herr Condrau»): «Mit Entsetzen sehe ich, dass im heutigen Tages-Anzeiger eine Artikelserie beginnt, die meine berufliche und persönliche Integrität («Leichen im Keller») schwer verletzt. Der mir nicht bekannte Akademische Bericht 2011 ist im Wortlaut dem Tages-Anzeiger übergeben worden, und zwar zweifelsfrei aus unserem Institut. Ich weiss nicht, wer genau mir dermassen schaden will, ersuche Sie aber um ein möglichst rasches Gespräch.»

Er unterbreche die Session, fügt Mörgeli noch an, da ihn Uni-Generalsekretär Kurt Reimann um ein Treffen ersucht habe. Ansonsten sei er in seinem Büro erreichbar.

Auf allen Kanälen

Diese Nachricht sendet Mörgeli am 11. September um 8.57 Uhr. Flurin Condrau antwortet eine gute Stunde später, es ist jetzt 10.05 Uhr. Er schreibt ohne jedes Bedauern und auch ohne jede Distanzierung vom Artikel gegen seinen Mitarbeiter: «Herrn Reimann und mir scheint es das Beste, wenn Sie zunächst einmal Ihren Termin mit Herrn Reimann wahrnehmen.» Das ist alles zum Thema. Auf die Bitte einer persönlichen Aussprache tritt Direktor Condrau nicht ein.

Derweil beginnt die Geschichte auf allen Kanälen zu drehen. Journalisten stehen bei Mörgeli Schlange, seine Combox ist bald voll. Der Angegriffene befindet sich in einer misslichen Lage: Er ist öffentlich unter schwerem Beschuss, muss aber aufpassen, wenn er sich öffentlich verteidigt. Nach der offensichtlichen Amtsgeheimnisverletzung durch institutsinterne Widersacher kann er kaum kontern, ohne selber das Amtsgeheimnis zu verletzen.

Nachdem Condrau die Bitte um ein Gespräch abgelehnt hat, schreibt Mörgeli um 11.54 Uhr an diesem Dienstagmittag zurück:

«Gut, dann werde ich mich mit Herrn Reimann treffen und gegenüber den Medien so Stellung nehmen, wie ich es für richtig halte.» Und er fügt an: «Dennoch finde ich, ein klärendes Gespräch wäre wichtig, auch damit ich überblicke, was gegenwärtig abläuft und wer von unserem Institut mit dem Tages-Anzeiger zusammenspannt. Auch der Jütte-Bericht liegt dem Redaktor ja vor», so Mörgeli.

Darauf hört er nichts mehr von Flurin Condrau. Tags darauf – am Mittwoch, den 12. September 2012 – legt der Tages-Anzeiger nach, wie er schon am Vortag angekündigt hat. Die Fachkollegen Hubert Steinke (Bern) und Vincent Barras (Lausanne) greifen Mörgeli wegen angeblicher akademischer Untätigkeit frontal an («Wir nehmen Herrn Mörgeli nicht als aktives Mitglied unseres Fachs wahr»). Offensichtlich war der Artikel bereits seit längerem vorbereitet, und auch die Kollegen aus Bern und Lausanne mussten von den Vorwürfen gegen Mörgeli gewusst haben. Nur der Betroffene selber wurde nicht informiert, auch nicht von seinem Chef Flurin Condrau.

Erneut setzt sich Christoph Mörgeli an den Computer, um Condrau zum dritten Mal schriftlich um ein Gespräch zu bitten. «Ich ersuche Sie dringend zu einer Aussprache diesen Donnerstag ab 14.30 Uhr, Freitag, Samstag oder Sonntag.» Und er fügt bei: «Mit den Kollegen Steinke (der 2004 aufgrund meiner Empfehlung eine Nationalfondsstelle erhielt) und Barras (dessen Sammlungsmitarbeiterinnen wir jahrelang beraten haben) werde ich direkt sprechen.»

Auch nach diesem dritten schriftlichen Vorstoss von Seiten des unter medialem Sperrfeuer stehenden Mitarbeiters weicht Flurin Condrau aus. Er antwortet erst mehr als zwölf Stunden später, am Abend des 12. September, kurz vor 23 Uhr. Die Antwort fällt denkbar knapp und einmal mehr abschlägig aus: «Ich bin auf dem Weg nach Berlin. Am Montag möchte ich zuerst mit der Universitätsleitung über das weitere Vorgehen beraten», schreibt Condrau. Mehr hat der Chef nicht zu sagen. Er lässt Mörgeli im Regen stehen.

Was fürchtete Flurin Condrau, dass er sich so konsequent jedem Gespräch verweigerte? Die Antwort drängt sich auf: Er mied die direkte Konfrontation mit Mörgeli, weil er schon im Voraus von der Pressekampagne gegen seinen Mitarbeiter gewusst, diese gebilligt, ja sogar mitgeholfen hatte, sie «brisant» zu machen. Condrau deckte den medialen Angriff auf seinen hauseigenen Museumsleiter. Dieses krass illoyale Verhalten seines Chefs ihm gegenüber bewog Christoph Mörgeli dazu, nun seinerseits die Zurückhaltung abzulegen und sich auch öffentlich gegen die Angriffe aus den institutseigenen Reihen zu verteidigen.

Nächste Folge: Wie der Konflikt weiter eskaliert und wie sich Universitätsleitung und Bildungsdirektorin Regine Aeppli auf die Seite von Christoph Mörgelis Gegnern schlagen.



Schule

Staatliche Zwängerei

Die neusten Pisa-Vergleichstests zeigen eindeutig: Knaben können besser rechnen als Mädchen. Es ergibt keinen Sinn, mehr Frauen in technische Berufe zu schleusen.

Von Mathias Binswanger

Seit dem Jahr 2000 werden wir alle drei Jahre mit neuen Resultaten aus den Pisa-Vergleichstests versorgt, welche die Kompetenzen von fünfzehnjährigen Schülerinnen und Schülern erfassen sollen. Letzte Woche war es wieder so weit. Die Testergebnisse des Jahres 2012 wurden bekanntgegeben, wobei Mathematikleistungen dieses Mal wie schon 2003 im Vordergrund standen. Die Resultate sind allerdings nicht sehr aussagekräftig. Es zeigt sich nämlich, dass sie stark dem Zufallsprinzip folgen. Die meisten Länder, die 2003 bei den Mathematikleistungen unterhalb des OECD-Durchschnitts lagen, figurieren jetzt oberhalb, und umgekehrt liegt die Mehrheit der zuvor überdurchschnittlichen Länder jetzt unterhalb des Durchschnitts. Nur die Schweiz und ein paar wenige andere Länder haben es geschafft, zwei Mal signifikant oberhalb des Durchschnitts abzuschneiden.

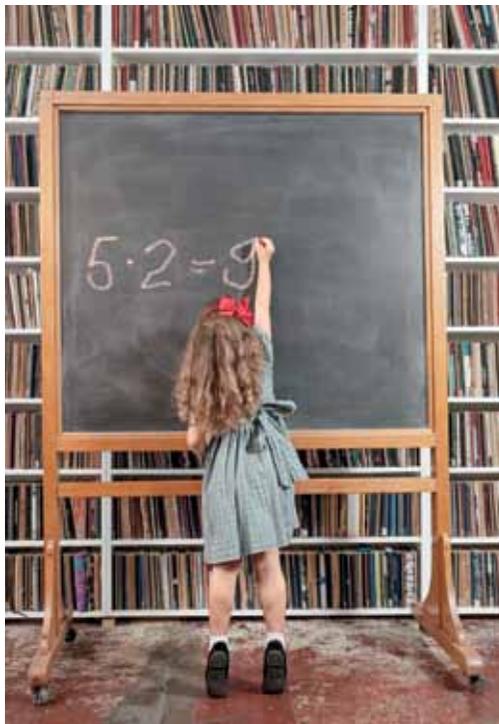
Einmal mehr sagt der Pisa-Vergleich also nicht viel aus über das tatsächliche Bildungsniveau in einem Land. Hingegen liefert er ein ganz eindeutiges Resultat, was die Fähigkeiten von Mädchen im Gegensatz zu Knaben betrifft. In sämtlichen genauer untersuchten Ländern können wir feststellen, dass sich bei der Lesekompetenz das männliche Geschlecht negativ auf die Resultate auswirkt. Mädchen können Texte wesentlich besser verstehen als Knaben. Der Unterschied zwischen Mädchen und Knaben in den einzelnen Ländern ist dabei grösser als die Unterschiede der Durchschnittswerte (Knaben und Mädchen zusammen) zwischen den Ländern. Mädchen in dem Land mit der tiefsten weiblichen Lesekompetenz (Österreich) besitzen immer noch bessere Fähigkeiten als die Knaben in Kanada, wo die männliche Lesekompetenz am höchsten ist.

Mädchen mit besserem Textverständnis

Bei der Mathematik verhält es sich gerade umgekehrt. Hier schneiden die Knaben in allen untersuchten Ländern mit Ausnahme Finnlands besser ab als die Mädchen. Zwar können Schweizer Mädchen immer noch besser rechnen als Knaben in den rechenschwachen Ländern Österreich, Frankreich oder Italien, aber die Leistungen der Mädchen in den drei letztgenannten Ländern sind wesentlich schlechter als diejenigen der dortigen Knaben. Die geringere Affinität des weiblichen Geschlechts zur

Mathematik zeigt sich noch in weiteren Befunden. Befragungen ergaben, dass in allen Ländern das Interesse an Mathematik bei Knaben grösser ist als bei Mädchen und dass Mädchen in allen Ländern mehr Angst vor Mathematik haben als Knaben. Das Fazit ist eindeutig: Mädchen können Texte besser verstehen, und Knaben können dafür besser rechnen.

Vor diesem Hintergrund ergibt es durchaus Sinn, dass mehr Frauen sprachliche Fächer studieren und umgekehrt mehr Männer Ingenieurfächer als Studium auswählen. Bei



Komparativer Nachteil: Mädchen in Mathe.

Sprache und Literatur lag der Anteil der Frauen bei den Bachelor- und Masterabschlüssen in der Schweiz im Jahr 2012 bei 76 Prozent. Umgekehrt lag der Frauenanteil bei den Elektroingenieuren und den Maschinenbauingenieuren bei gerade mal knapp 12 Prozent. Beide Geschlechter machen einfach das, was sie im Durchschnitt besser können. Oder, falls man es gerne ökonomisch ausgedrückt hat: Männer und Frauen nützen bei ihrer Studienwahl ihren jeweiligen komparativen Vorteil aus.

Gerade das möchte eine Reihe von Bildungs- und Gleichstellungsexpertinnen aber nicht wahrhaben. Zwar stören sie sich wenig daran,

dass mehr Frauen als Männer sprachliche Fächer studieren. Aber die Dominanz der Männer bei Mathematik und Ingenieurfächern soll nicht sein. So wird seit Jahrzehnten krampfhaft versucht, Mädchen für Mathematik und technische Fächer zu begeistern, ohne dass diesen Kampagnen der geringste Erfolg beschieden ist. Beispielsweise gibt es in Deutschland das Projekt «Mädchen für Technik begeistern» der Stiftung der Wirtschaft und der Landesregierung Nordrhein-Westfalen. Ziel des Projekts ist es, gute Konzepte zur Mädchentechnikförderung (ein schönes Wort!) zu identifizieren, wobei die Identifikation bis heute auf sich warten lässt.

Millionen für die Gleichstellung

In der Schweiz wird bei diesem Thema gleich mit der ganz grossen Kelle angerührt. Bereits mehrere Nationalfondsprojekte haben sich mit dem Frauenmangel in technischen Berufen beschäftigt. Da gibt es etwa das seit 2010 laufende, mit 8 Millionen dotierte Nationale Forschungsprogramm NFP 60 zur «Gleichstellung der Geschlechter», bei dem eine Reihe von Teilprojekten diesem Frauenmangel auf die Spur kommen will. Und erste «erschreckende» Ergebnisse liegen bereits vor. So lesen wir im Ergebnis des Teilprojekts «Frauen in Ingenieur-Berufen – gesucht und respektiert?»: «Geschlechterunterschiede im männlichen <Territorium> Technik sind ein globales Problem.» Und die Schweiz ist ganz besonders hart von diesem Problem betroffen, weil der Anteil Ingenieurinnen sogar noch unter dem EU-Durchschnitt liegt. Ein weiteres im Jahr 2012 vorgestelltes Nationalfondsprojekt zum Thema «Frauenmangel in technischen Berufen» fordert deshalb, dass Massnahmen gegen den Frauenmangel in technischen Berufen schon in der Primarschule erfolgen sollten.

Fragen wir doch einmal andersherum: Leidet tatsächlich jemand darunter, dass mehr Männer als Frauen in technischen Berufen tätig sind? Wenn das nicht der Fall ist, dann haben wir kein Problem, und es gibt keinen Grund für staatliche Zwängerei. Denn es ist sowohl natürlich als auch ökonomisch vernünftig, wenn Männer und Frauen in der Mehrheit das tun, was sie besser können und was ihnen mehr Freude bereitet.

Mathias Binswanger ist Professor an der Fachhochschule Nordwestschweiz und Privatdozent an der Universität St. Gallen.

Hilfs-Sheriff der USA

Finma-Direktor Raaflaub drängt die Banken dazu, sich in den Vereinigten Staaten schuldig zu bekennen. Ein Jahr nach dem Ende der Bank Wegelin steht jetzt der ganze Finanzplatz vor der Frage: Verrat der Mitarbeiter und der Rechtsordnung – oder Widerstand mit ungewissem Ausgang? Von Florian Schwab

Im Action-Thriller «The Last Stand» (zu Deutsch: Das letzte Aufgebot) muss Arnold Schwarzenegger als Sheriff einer amerikanischen Kleinstadt an der Grenze zu Mexiko einen flüchtigen Delinquenten davon abhalten, gen Süden aus dem Land zu entschwinden. Hierfür bietet er alle Kräfte auf, die er in dem verschlafenen Südstaatenest mobilisieren kann: Grossmütter, gelangweilte Polizisten und sogar einen Häftling. Den eben noch hinter Gittern schmorenden Mann ernennt er mit den Worten «Consider yourself deputized» zum Diener des Rechts – betrachten Sie sich als zum Hilfssheriff erhoben.

Eine ähnliche Szene spielt sich derzeit in der Auseinandersetzung zwischen der Schweiz und den USA betreffend unversteuerter Vermögen ab. In der Rolle des flüchtigen Delinquenten: manche Banken, welche die Finma bislang im Unklaren darüber gelassen haben, ob sie sich am Programm des US-Justizministeriums, des Department of Justice (DOJ), zur Beilegung des Steuerstreits beteiligen wollen – unter anderem Raiffeisen, wie die *Handelszeitung* herausgefunden hat. In der Rolle des Hilfssheriffs: Patrick Raaflaub, Chef der Schweizer Finanzmarktaufsicht (Finma).

Finanzpolitik per Fragebogen

In einem «Meinungsbeitrag» für die *Neue Zürcher Zeitung* forderte Raaflaub die Banken dazu auf, bei dem Programm des US-Justizministeriums mitzumachen und sich am besten in Gruppe 2 einzuordnen, was ein partielles Schuldbekenntnis und eine Busse in der Höhe von bis zu 50 Prozent der betroffenen US-Kundengelder bedeutet. Geht es nach dem Willen von Raaflaub, dann wird die US-Regierung schon bald den totalen Triumph verkünden können: «Wir haben sie alle erwischt!» Von der BBO Bank Brienz Oberhasli bis zur Ersparniskasse Speicher – selbst in den hintersten Alpentälern sind Steuerhinterzieher und ihre Banken nicht vor dem weltumspannenden Arm der US-Justiz sicher.

Hintergrund von Raaflaubs drohendem Appell, den die NZZ ungewöhnlicherweise selbst als «ungewöhnlich» bezeichnet, ist die Tatsache, dass sich die Banken bis Ende Jahr bei den USA melden müssen, falls sie sich in Gruppe 2 einordnen möchten und so ein Non-Prosecution Agreement erwirken wollen. Zwar hat die Finma bereits Ende August, als die Eckwerte des Programms kommuniziert wurden, festgehalten: Sie könne «keine Fragen bezüglich der Auslegung oder der Umsetzung des US-



«Nichts hinzuzufügen»: Finma-Chef Patrick Raaflaub.

Programms beantworten» und werde auch «keine Koordinationsfunktion» übernehmen.

Trotz dieser Vogel-Strauss-Reaktion beobachtet die Finma nervös den Entscheid der Banken. Bis vergangenen Montag sollten die Geldinstitute bei der Finma vorstellig werden und ihren Entscheid kundtun. In E-Mails wiesen Raaflaub's Leute die Banken gesondert auf die Dringlichkeit hin: «Massgeblich ist der Eingangszeitpunkt des ausgefüllten Fragebogens bei der Finma und nicht das Absenddatum», und in Fettschrift: «Bitte senden Sie uns diesen Fragebogen in jedem Fall zurück» (mit Unterstreichung).

Viele Banken sahen sich offenbar ausserstande, bis zu diesem Datum die gewünschte Information zu liefern – schliesslich läuft die Frist der Amerikaner erst Ende Dezember ab. Prominentestes Beispiel ist Raiffeisen, die grösste Bank, die sich bis dahin für eine Gruppe entscheiden muss. Die UBS hat sich unter hektischer Begleitung durch die Finma bereits 2009 mit einer Milliardenbusse und der Lieferung von zuerst 250 und dann nochmals 5000 Kundendaten aus der Affäre gewunden. Von den übrigen grösseren Banken sind die meisten sowieso der Gruppe 1 jener Geldhäuser zugeordnet, gegen welche die US-Justiz bereits ermittelt – darunter die Credit Suisse, die Bank Julius Bär sowie die Kantonalbanken der Stände Zürich und Basel. Die Bank Vontobel hingegen, eine der grössten Banken ausserhalb von Gruppe 2, hat Raaflaub's dringlichen Rat ignoriert und sich zu Gruppe 3 bekannt.

Um das Dilemma von Instituten wie Vontobel, Raiffeisen oder vieler kleiner Finanzbanken zu verstehen, an die sich das DOJ-Programm richtet, muss man sich auf dem Finanzplatz umhören. Niemand hat eine genaue Übersicht über die Betroffenheit der einzelnen Finanzinstitute. Dies liegt vor allem am amerikanischen Steuerrecht: Jeder Inhaber eines US-Passes oder langjährige US-Einwohner muss in den USA Steuern zahlen, egal, wo er seinen Wohnsitz hat. Allerdings wissen die Banken oft selbst nicht, welche ihrer Kunden beispielsweise Doppelbürger sind. Und doch kann jeder solche Kunde die Bank in den Augen der US-Justiz zum «Mit-Verschwörer» machen.

Offene Fragen bei den Banken

Öffentlich äussern sich die Banken kaum zum Thema. Hinter vorgehaltener Hand erklären uns jedoch einige Bankiers und Fachleute die Ausgangslage: Der Grundsatzentscheid für eine Bank lautet zunächst, ob sie überhaupt an dem US-Programm teilnehmen möchte, und dann, in welche der definierten Gruppen sie sich einreihen möchte. Die Nichtteilnahme ist grundsätzlich möglich, und dem Vernehmen nach haben sich überraschend viele der rund 300 Banken diese Option überlegt, darunter auch manche Kantonalbanken. «Hier wollte

Raaflaub einen Stopp einziehen», zeigt sich ein prominenter Bankier überzeugt.

Die Folge einer Nichtteilnahme wäre nämlich, dass die USA die betreffenden Banken anklagen können, falls sie doch noch von un versteuerten US-Vermögen erfahren. «Wer nicht teilnimmt, legt sich nicht nur mit den Amerikanern an, sondern auch mit der Finma», sagt der CEO einer Bank. Zudem legt der Finma-Chef den Banken nahe, sich in die von den Amerikanern definierte Gruppe 2 einzuordnen. Mit diesem Schritt bekennt sich eine Bank schuldig. Sie muss in Abhängigkeit von den verwalteten US-Vermögen eine Busse zahlen und hat die Situation damit juristisch bereinigt. Allerdings muss sie somit auch Mitarbeiterdaten an die USA ausliefern, was vielen Verantwortlichen besonders schwer fällt.

Eine Bank der Gruppe 3 hingegen bekennt sich nicht schuldig und muss auch keine Busse bezahlen. Die Gruppe 4 schliesslich ist für reine Inlandbanken vorgesehen. «Seit der Ankündigung des Programms im August sind

«Wer nicht teilnimmt, legt sich nicht nur mit den Amerikanern an, sondern auch mit der Finma.»

die Bestimmungen seitens der Amerikaner immer weiter verschärft worden», sagt ein hoher Bankmanager.

Da die Finanzmarktaufsicht den Banken für Fragen zu diesem Thema ausdrücklich nicht zur Verfügung stand, haben sich etliche Banken auf eigene Faust bei den US-Behörden nach der Auslegung der Regelungen erkundigt. Mit folgender Erkenntnis: Kategorie 4 wird von den USA so restriktiv ausgelegt, dass sich nur die allerwenigsten Banken als reine Inlandbanken qualifizieren. «Wenn das DOJ bei seiner Interpretation der Voraussetzungen für Lokalbanks bleibt, gibt es de facto Gruppe 4 nicht», zitierte der *Tages-Anzeiger* einen sachkundigen Anwalt.

Für die allermeisten Banken wird es also darauf hinauslaufen, dass sie sich zwischen Gruppe 2 und 3 entscheiden müssen. Banken, die sich in Gruppe 3 einreihen wollen, machen jedoch unerfreuliche Erfahrungen: Die USA verlangen für einen «non target letter» der Kategorie 3 den Nachweis der Unschuld. Dieser ist aufwendig und teuer: «Für weniger als eine halbe Million nehmen die betreffenden Treuhandfirmen und Anwälte ein solches Mandat auch bei den kleinsten Banken nicht an», sagt ein Betroffener. Diese Grössenordnung wird informell auch von den grossen Treuhandgesellschaften bestätigt. «Wenn die Ausgangslage einfach ist, kommen Sie bei der Gruppe 2 mit der Hälfte der Kosten von Gruppe 3 davon», sagt ein Experte.

Wie problematisch dies ist, zeigt das Beispiel einer kleinen Privatbank mit rund zwanzig Mitarbeitern. Das Bankhaus hat seine Pforten erst nach dem UBS-Fall eröffnet und war auf

US-Kunden bereits sensibilisiert. «Wir haben weniger als eine Handvoll US-Kunden, und diese haben ihre Vermögen korrekt versteuert», sagt der Chef. «Die Anreize des DOJ-Programms wirken so, dass es für uns günstiger ist, uns schuldig zu bekennen.»

Bis zu zwanzig Milliarden Schaden

Wie konnte es überhaupt dazu kommen, dass die Finma die Banken in ein auf dem Papier freiwilliges Programm hineindrängt und erst noch dazu ermuntert, sich schuldig zu bekennen, obwohl sie kein Schweizer Recht gebrochen haben? Die Finma selber möchte sich dazu nicht äussern. Dem Zeitungsartikel Raaflaub's habe man «nichts hinzuzufügen». Der Direktor steht für Fragen nicht zur Verfügung.

Das Staatssekretariat für internationale Finanzfragen (SIF) hat in jahrelangen Verhandlungen versucht, Einfluss auf das US-Programm zu nehmen. «Dabei ist es Michael Ambühl und dem SIF nicht gelungen, den Amerikanern die Struktur des Schweizer Finanzplatzes zu erklären», sagt ein exponierter Wirtschaftsanwalt. Eine grosse Anzahl kleiner Banken seien jetzt die Leidtragenden und müssten beträchtliche juristische Kosten schultern.

Beim SIF will man den jüngsten Verlauf des Steuerstreits nicht kommentieren. Eine Sprecherin verweist darauf, dass es «primär Sache der Banken» sei, die Angelegenheiten mit den USA zu regeln. Auch das Finanzdepartement gibt sich zurückhaltend. Auf Anfrage werden die Beteuerungen von Finanzministerin Widmer-Schlumpf (BDP) bekräftigt, wonach das Programm für die Banken ja «freiwillig» sei. Nachdem im Parlament die Lex USA gescheitert ist, überlassen Widmer-Schlumpf's Leute die Banken also ihrem Schicksal.

Die meisten Banken befinden sich heute in der gleichen Situation wie früher die Bank Wegelin: Sie können sich nicht darauf verlassen, dass die offizielle Schweiz sich für sie einsetzt. Stillschweigend nimmt Bern hin, dass die Unschuldsvermutung in den USA nicht gilt. Protest oder diplomatische Interventionen? Fehlanzeige.

Stattdessen werden die Banken von den Schweizer Behörden bedrängt, sich für schuldig zu bekennen. Letztlich geht es darum, die finanziellen Erwartungen der USA zu erfüllen. Wie viel Geld aber von den Gruppe-2-Banken an die Amerikaner fliessen wird, ist noch nicht bekannt. Es hängt auch davon ab, wie viele seiner Beaufsichtigten Patrick Raaflaub letztlich mit Zuckerbrot und Peitsche überzeugen kann. Schätzungen informierter Kreise bewegen sich zwischen fünf und zwanzig Milliarden Franken. Ob die Amerikaner mit der Ausbeute des Programms und der Arbeit ihrer Schweizer Vollstrecker zufrieden sind, lässt sich dann an ihrem Handeln im kommenden Jahr ablesen, wenn die Frist für Anmeldungen in der Gruppe 2 abgelaufen ist. ○

Ich, ich und nochmals ich – für alle

Die Welt ist verrückt nach einer neuen Form der Selbstdarstellung: Das Selfie, ein Foto von sich selbst, gehört zu den wichtigsten Inhalten sozialer Netzwerke. Fast jeder Teenager hat bereits ein Selfie veröffentlicht. Muss einen der digitale Narzissmus beunruhigen? *Von Dominique Feusi*



Miley Cyrus, Michelle Obama, Papst Franziskus, Lady Gaga, Rihanna, Meryl Streep mit Hillary Clinton.

Miley Cyrus, das Mädchen mit dem Zungen-Aufmerksamkeitsdefizit, tut es. Rihanna, Lady Gaga und Justin Bieber tun es, aber auch Meryl Streep, Hillary Clinton und Papst Franziskus machen mit, und neulich ist es gar im Garten des Weissen Hauses geschehen, First Lady Michelle Obama hat es zusammen mit First Dog Bo getan: Sie hat ein Selfie geschossen. Selfies sind Selbstporträts, in der Regel aufgenommen mit einem Smartphone, die – mit den Hashtags #selfie und #me versehen – auf Social-Media-Websites wie Facebook, Tumblr, Instagram oder Twitter hochgeladen werden, und die Welt ist momentan geradezu verrückt nach dieser Form der Selbstdarstellung.

Selfies überschwemmen die sozialen Netzwerke, sie gehören zu deren wichtigsten Inhalten, gemäss einer Studie haben bereits 91 Prozent der amerikanischen Teenager ein Selfie

veröffentlicht, und selbst wenn man es mehr mit dem Wort als mit dem Bild hat, entkommt man dem Phänomen nicht: Der «Oxford English Dictionary» hat «selfie» – einstimmig, wie noch nie – zum «Word of the Year 2013» erklärt. Mit dem Satz: «A picture can paint a thousand words». Sogar ein Wörterbuch, das den englischen Wortschatz und die Sprachentwicklung eines Jahrtausends umfasst, gibt also Forfait.

Besonders überraschend kommt der Narzissmus 2.0 allerdings nicht. The «Me Me Me Generation» nannte das *Time*-Magazin im Mai die «Millennials», das Titelblatt zeigte eine junge Frau, die für sich selbst ins Smartphone lächelt und, richtig, ein Selfie schiesst – und damit nicht alleine ist: Die Millennials bilden die grösste Generation aller Zeiten in den USA. Als Millennials bezeichnet man die zwischen

1980 und 2000 Geborenen, die mit Computern und Handys aufgewachsen sind und laut Statistiken wenig Interesse an Politik, Religion oder Jobs mit viel Verantwortung haben, hingegen viel Zeit mit sich selbst und mit ihrer digitalen Selbstverwirklichung verbringen. Den Millennials «fehlt es an Empathie, der Fähigkeit, Mitgefühl für andere Menschen zu entwickeln, und sie haben Probleme damit, die Argumente anderer Menschen intellektuell zu verstehen», hiess es in der vieldiskutierten Titelgeschichte. «Was sie aber können, ist, sich selbst in Marken zu verwandeln.» Da kommt also noch so einiges an Selfies auf uns zu. Tendenz steigend.

Weil wir es können

Und auch wenn man sich nur marginal für amerikanische Teenager interessiert, selbst wenn man keinen einzigen amerikanischen Teenager kennt, kommt einem das Phänomen «Ich-Ich-Ich-Generation» bekannt vor. Man braucht nicht einmal die Teenager zu bemühen, die Ich-Ich-Ich-Gesellschaft steht nicht mehr draussen vor der Tür, wir sind schon längst mittendrin, und das Selfie scheint ihr perfektes Sinnbild. Vielleicht sollte man jetzt ein Selfie schiessen, damit wir uns erinnern, wie sich das anfühlt.

Irgendwie nicht besonders gut, oder? Wir wissen schliesslich alle, dass die Sache bei Narziss nicht gut ausging. Ein paar amerikanische Teenager wissen das vielleicht nicht, doch eine Geschichte, die bei den alten Griechen schon ein Hit war, kann so neu nicht sein. Der Mensch betrachtet sich gerne selbst. Und er hält, was er da sieht, gerne fest, die Kunstgeschichte ist voll von Fixierungen des eigenen Abbildes, und auch so kann man Selfies sehen: als Lebensprotokolle oder Selbstbiografien. Wahrscheinlich ist die Antwort auf die Frage, weshalb wir uns gerade die ganze Zeit selbst fotografieren, daher ganz banal. Weil wir es können.

Und die Antwort auf die Frage, weshalb diese Selbstinszenierungen in sozialen Netzwerken wie verrückt mit anderen Menschen geteilt werden, ebenso. Es ist die wichtigste Zutat im Erfolgsrezept des Selfie. Wir wollen «geliked» werden.

Und wenn dieses Internet so gar nicht Ihr Ding ist, im Fazit bleibt in dieser verrückten neuen Welt für einmal alles beim Alten: Am Ende des Tages wollen immer noch alle nur geliebt werden. ○



Digitales Kinderzimmer

Haben die Kinder erst einmal ein iPad oder ein anderes mobiles Gerät, ist in der Familie nichts mehr, wie es einmal war. Gewandt hüpfet der Nachwuchs von Medium zu Medium – und die Eltern nörgelnd hinterher.

Von Cornelia Bernegger

Jetzt, kurz vor Weihnachten, stehen wieder viele Eltern vor der alles entscheidenden Frage: «Sollen wir oder sollen wir nicht?» Will heissen: ein Smartphone, ein internetfähiges Tablet oder einen iPod kaufen. Werbeslogans und -clips fokussieren aufs Hauptkunden-segment Jugendliche – doch die kleinen Geschwister daneben fiebern sehnsüchtig mit und wünschen sich auch eines oder bitte wenigstens einen iPod. Die gefühlsbenebelten Eltern kaufen es ihren drängenden Sprösslingen, teils aus nachvollziehbaren Gründen (Medienkompetenz!, soziale Akzeptanz!), teils auch, um sich eine mobile Nanny anzuschaffen. Das Kaufdatum eines solchen Geräts wird aber, im Nachhinein betrachtet, als ein historisches in die Familiengeschichte eingehen und diese in ein Vorher und ein Nachher spalten.

Zurückeroberung auf Samtpfoten

Vorher konnten die Eltern erziehen, nachher spielen sie Mami/Papi-Clown. Vorsorglich ausgehandelte elterliche Konditionen wie «Zuerst Hausaufgaben machen, dann chatten/gamen» sind subito vergessen, ist das Ding mal im Haus. Dann schreiten die Eltern zu Sanktionen und konfiszieren das Objekt der kindlichen Begierde. Aber nichts da, schneller, als sie einen Abwasch machen können, haben die Kids es per Ortungsfunktion wieder aufgespürt und auf Samtpfoten hinter ihrem Rücken an sich genommen. Als eine Art geneppter Hilfspolizisten hecheln so verantwortungsvolle Eltern ihrem Nachwuchs hinterher und werden doch dauernd ausgetrickt – nicht gerade die pädagogische Paraderolle...

Sitzt dieser an Ostern immer noch in einer grauenvollen Haltung da, mit stierem Blick über das Teufelsding gebückt und mit spastischen Bewegungen darauf wischend, verwünschen sie den Tag, an dem sie dem smarten Objekt Einlass in ihr einst so schönes Zuhause gewährten. Das Schlimmste aber: Die Kinder sind zwar real anwesend, aber zugleich virtuell abwesend, hypnotisch gebannt vom kleinen Fenster im Gerät als Tor zur grossen, weiten Welt sprich World Wide Web.

Und die Eltern wissen nicht, was sie darauf tun. Einen zugespitzten Abriss möglicher Aktivitäten erfahren sie am Elternabend in der Schule. Der trägt den Titel «Ich bin auch eine

Waffe ... und mitverantwortlich für Stress, Lernschwächen und Onlinesucht».

Die Teilnahme daran ist erhellend und inspirierend, aber sie werden sich am Morgen danach in einer Angstspirale verheddert sehen. Jedoch: Die Initialzündung zur elterlichen Medienerziehung ist erfolgt.

Will sich die motivierte Mutter nun auf Fach-Websites zum Thema kundig machen, kann sie es buchstäblich nicht: Der Computer folgt ihren Klicks nicht mehr, wie von Zauberhand werden Befehle im Menü angeklickt, Dokumente geöffnet und geschlossen, bis sie entnervt aufsteht – und hinter ihrem Rücken glücklich feixende Kinderaugen erblickt. Fällt der Blick ein wenig tiefer, sieht sie Bubenhände souverän auf dem iPhone herumhantieren. Spätestens jetzt hat sie den Bedeutungsunterschied zwischen «digital native» (digitalem Eingeborenem) und «digital immigrant» (digitalem Immigranten) am eigenen Leib erfahren.

Während der Sommerferien spitzt sich die Lage zu: Die Vorhänge sind zwecks reflexfreien Medienkonsums überall zugezogen, und nach einer Woche ohne Ferienprogramm sehen die Kinder wie bleiche Untote aus: Die Muskelmasse ist geschrumpft, die dunklen Augenringe der Tochter überschneiden sich mit dem Abdruck des Smartphones, auf dem sie geschlafen hat – oder eben nicht, dafür gchattet. Nun reicht's aber! Geschockt schultern die Eltern ihr pädagogisches Reisegepäck und gleisen die Medienregelung zu Schulbeginn neu auf, verfügt das «digitale Kinderzimmer» doch über Konsole, Computer, Mobiles, eventuell TV, und frenetisch wird von einem Medium zum andern gehüpft – und die Eltern hoppeln nörgelnd hinterher.

Noch einmal wird Fachlektüre durchforstet, werden Expertentipps geprüft, vieles verworfen, da nicht alltagstauglich. Auch die breitgewaltzte Metapher des Strassenverkehrs (auf Gefahren im Datenverkehr hinweisen, zu sicherem, selbstverantwortlichem Verhalten erziehen) bedarf eines Updates – der Aspekt sozialer Interaktion sowie die Masstäblichkeit des Umfelds fehlen. Ein einfaches Sinnbild muss her, um sicher durch den chaotischen Alltag mit Kindern zu navigieren. Vor dem inneren Auge zieht ein besserer Vergleich herauf – entspräche Online-Gehen im welt-

weiten Netz nicht eher dem imaginären Besuch einer Grossstadt oder Megalocity? Lassen die Eltern den Dreijährigen unbegleitet losziehen?, den Achtjährigen? oder erst den Sechzehnjährigen mit ausgereifter Sozialkompetenz? Sollte der Siebenjährige dort auf die Rutschbahn (seriöse Spieleseiten, moderierte Chatforen, Kindersuchmaschinen) oder auf die Reeperbahn (Youporn)? Die altersgemäss nötigen technischen Massnahmen – Sicherheitseinstellungen, eigenes Benutzerprofil, eventuell Filterprogramme – sowie die erzieherischen Schritte – Zeitlimiten setzen, aufklärend begleiten – ergeben sich dann von selbst. Und auch dem Kind fällt wie Schuppen von den Augen, dass es nicht jedem Dahergelaufenen seinen richtigen Namen, Adresse samt Telefonnummer anvertrauen und schon gar nicht einschlägige Fotos zeigen würde.

Selten so lustig

Im Herbst tragen die Bemühungen Früchte, wenn der Nachwuchs verkündet, Gamen sei Zeitverschwendung, wieder regelmässig die Hausaufgaben macht und die Schulnoten in die Höhe schnellen. Dann können auch die Eltern an der Geburtstagsfeier des Kindes echte Aufgeschlossenheit beweisen, wenn sich die Freunde auf dem Sofa lümmeln, ihre Geräte auspacken und darüber, ohne sich je anzusehen, miteinander kommunizieren, gamen, chatten – und sich kugeln vor Lachen! Vielleicht müssen sie sich gar eingestehen, dass sie es selten so lustig hatten unter Freunden.

Solchermassen versöhnt, sitzt die Familie an Heiligabend wieder glücklich vereint unter dem Weihnachtsbaum. Das Elternpaar gönnt sich einen Kursbesuch zum Thema «Handy, Facebook & Co», und der Sohn fiebert der heissen neuen Spielkonsole entgegen. Die hat er sich grossenteils vom Munde abgespart durch gezielten Umgang mit dem Essensgeld. Optimistisch blicken die Eltern in die Zukunft, da ja mit viel Insiderwissen gestärkt durch den Infoabend an der Kantonsschule zu «Egoshoooter-Games».

Cornelia Bernegger ist Co-Leiterin des Korrektorats der Weltwoche, Mutter zweier Kinder und ausgebildete Übersetzerin sowie bildende Künstlerin.



Rückendeckung für fehlbaren Gutachter: Aargauer Regierungsrat Hofmann.

Via Paranoia

Automobilisten, die in ihrem Privatleben aus der Norm fallen, müssen mit Schikanen bis zum Entzug des Führerscheins rechnen, selbst wenn sie sich nichts haben zuschulden kommen lassen. Dies illustriert der Fall eines Paares aus dem Aargau. Das Geschäft der Verkehrspsychiater boomt. *Von Alex Baur*

Für die lokale Polizei war es ein Routineeinsatz. Ende Oktober 2010 meldeten in einer Aargauer Gemeinde Nachbarn einen lauten Streit aus der Wohnung der Familie Meier (Name geändert). Als die Beamten vor Ort eintrafen, hatte sich die Lage bereits wieder beruhigt. Im Korridor zeugten Scherben und verschüttete Pflanzenerde vom ehelichen Zwist. «Frau Meier schrie und warf einen Blumentopf herum», rapportierte der Einsatzleiter, «daraufhin gab ihr der Mann eine Ohrfeige, um sie wieder zur Vernunft zu bringen.» Ein Alkoholtest ergab bei der Frau 2,15 und bei ihm 1,86 Promille.

In den folgenden zehn Monaten musste die Polizei noch zweimal zur Wohnung der Familie Meier ausrücken. Im einen Fall hatte der Mann selber den Notruf ausgelöst, weil er – aufgrund eines Irrtums, wie sich schnell herausstellte – befürchtete, seine Frau könnte sich etwas antun. Beim dritten Mal war es der Sohn,

der das nächtliche Geschrei seiner Eltern satt hatte und die Ordnungshüter herbeiforderte. Seither wurde kein Vorfall mehr registriert.

Da nie schwere Gewalt im Spiel war, kam es nie zu einer Anzeige. Entsprechend überrascht waren Meiers, als ihnen am 19. August 2011 eine Verfügung des Aargauer Strassenverkehrsamtes ins Haus flatterte. Dort wurden beide aufgefordert, sich unverzüglich einer «verkehrspsychologischen Begutachtung» bei Dr. med. Beat Börlin in Wohlen AG zu unterziehen. Kostenpunkt: je 1100 Franken. Begründung: Verdacht auf Alkoholismus.

Sicheres Auftreten wirkt verdächtig

Tatsächlich waren Herr und Frau Meier bei allen drei Vorfällen angetrunken. Die Frau erklärte die Ursache des Konflikts mit den Wechseljahren, die ihr zu schaffen machten. Beide versicherten, sie würden nicht regelmässig

trinken und erst recht nicht betrunken Auto fahren. Beide konnten auf einen tadellosen Leumund verweisen. Die eingehende medizinische Untersuchung bei Dr. Börlin (Blutspiegel, Leberwerte, Hautstruktur, Reflexe etc.) förderte bei beiden keinerlei Hinweise auf regelmässigen Alkoholmissbrauch zutage.

Trotzdem empfahl Börlin dem Aargauer Strassenverkehrsamt, dem Paar ein Jahr lang eine «strikt kontrollierte» totale Alkoholabstinenz aufzuerlegen. Die Gefahr eines künftigen Alkoholismus sei nicht auszuschliessen, zumal das «agitierte, impulsive» Auftreten von Frau Meier auf eine Persönlichkeitsstörung hinweise. Und auch beim Charakter von Herrn Meier, einem Deutschen, fand Börlin etliche Mängel: «Sein Auftreten macht einen zackigen, sehr strammen Eindruck», schrieb der Arzt, «wobei er mit einer grossen Selbstsicherheit auftritt, auf den Beobachter überheblich

und sich selbst überschätzend wirkt. Er spricht mit lauter Stimme.»

Börlins Alkoholverbot erscheint Meiers masslos übertrieben. Da sie die Prozesskosten aber scheuen – Herr Meier arbeitet auf dem Bau und ist finanziell nicht auf Rosen gebettet –, akzeptieren beide die Auflage zähneknirschend, die ihnen das Strassenverkehrsamt Ende November 2011 zustellt. Der Tonfall ist nun merklich schärfer, im Fall eines Verstosses gegen die amtlich verfügte Totalabstinenz droht ein sofortiger Ausweiszug. Das ist indes lediglich ein Vorgeschmack auf den Horrortrip durch die Aargauer Bürokratie, der das Ehepaar Meier in den folgenden Jahren noch Zehntausende von Franken kosten sollte.

Keine zwei Wochen nach der Verfügung zur Totalabstinenz erhält Herr Meier am 6. Dezember 2011 die nächste Hiobsbotschaft: Er muss seinen Führerschein sofort abgeben und sich einer «Nachbegutachtung» durch Doktor Börlin unterziehen. Ein Bluttest hat Mitte November einen leicht erhöhten sogenannten CDT-Wert ergeben. Börlin schliesst daraus auf eine Verletzung der verhängten Generalabstinenz. Herr Meier ist verzweifelt. Er braucht seinen Führerschein für die Arbeit und weist darauf hin, dass er die fragliche Blutprobe freiwillig abgegeben hat, und zwar mehrere Tage bevor das Amt die Totalabstinenz verfügte. Doch die Beamten schalten auf stur.

Erst jetzt ziehen Meiers einen Anwalt bei und fechten die Verfügungen des Strassenverkehrsamtes an. Erste Rekursinstanz ist das Aargauer Departement Volkswirtschaft und Inneres (DVI) unter Regierungsrat Urs Hofmann (SP), dem auch das Strassenverkehrsamt unterstellt ist. Es folgen nun eine ganze Reihe von Teil- und Zwischenentscheiden, deren Aufzählung den Rahmen dieses Artikels sprengt. Mal wird Herr Meier die Fahrerlaubnis für ein paar Wochen erteilt, dann wieder entzogen. Mehr als einmal ist ein positiver Gerichtsentscheid nach der Odyssee durch die Instanzen überholt und damit hinfällig.

Weil Rekurse gegen Beamte bei ihren politischen Vorgesetzten erfahrungsgemäss aus-

sichtslos sind, beantragt der Badener Anwalt Willy Bolliger mehrmals, den Fall direkt vor Verwaltungsgericht abzuhandeln, um Zeit und Kosten zu sparen. Erfolglos. Zwar bekommen Meiers vor Gericht teilweise recht, doch die Richter finden stets ein Haar in der Suppe, das eine Kostenaufgabe rechtfertigt.

Verurteilung, vorzeitige Pensionierung

Gutachter Börlin hat derweil im Zuge der Nachbegutachtung das Alkoholisiko bei Herrn Meier aufgrund einer «instabilen Persönlichkeit» etwas höher eingestuft. Auch Frau Meier muss bei Doktor Börlin zur Nachbegutachtung (1100 Franken) vortreten. Und auch bei ihr stellt der Arzt nun einen leicht erhöhten CDT-Wert im Blut fest, der zwar nicht auf Alkoholismus hinweist, jedoch auf eine Verletzung der Totalabstinenz. Börlin forderte weitere Untersuchungen und eine (teure) Haaranalyse. Frau Meier opponiert nun mit allen Mitteln – und schliesslich mit Erfolg.

Am 29. Oktober 2012 muss Doktor Börlin schriftlich einräumen, dass der CDT-Wert lediglich ein Indiz auf Alkohol sei, die angewandte Messmethode aber auch ganz andere Erklärungen zulässt. Nun will es Anwalt Bolliger genauer wissen. Börlin wirkt seit Jahrzehnten als Gutachter für das Aargauer Strassenverkehrsamt. Wie viele Expertisen hat er schon verfasst? Wie oft kam es aufgrund einer falsch interpretierten CDT-Analyse zu einem Ausweiszug? Das Strassenverkehrsamt und Regierungsrat Urs Hofmann wimmeln den aufsässigen Anwalt vorerst mit ausweichenden Antworten ab. Das ändert sich schlagartig, als Bolliger dem Regierungsrat am 2. Oktober 2013 schriftlich mitteilt, ihm sei aus Justizkreisen zugetragen worden, dass Psychiater Beat Börlin bereits früher wegen einer Falschbegutachtung strafrechtlich belangt worden sei.

Hofmanns Antwort vom 21. Oktober ist kurz, doch sie spricht Bände: «Das Strassenverkehrsamt wird Herrn Dr. Börlin künftig keine neuen Gutachteraufträge mehr zuweisen.» Gegenüber der *Weltwoche* mochte Börlin zum «Fall Meier» und zum Vorwurf der Falschbegutach-

tung keine Stellung nehmen, und er erklärte lediglich, er habe sich mit 61 Jahren «freiwillig vorzeitig pensionieren» lassen.

Wie Regierungsrat Hofmann der *Weltwoche* über seinen Sprecher Samuel Helbling mitteilen liess, hatte sein Departement bereits im Mai 2010 von der Verurteilung des Gutachters Beat Börlin erfahren. Weil das Gericht dessen Verschulden aber als gering einstufte, habe man ihn weiter mit verkehrspsychiatrischen Expertisen betraut. Die Zusammenarbeit sei nun aufgekündigt worden, weil man befürchtete, dass Börlins Verurteilung mit dem «Fall Meier» publik werden könnte und «die Akzeptanz der Gutachten von Börlin bei den Betroffenen nicht mehr gewährleistet wäre».

Börlin verfasste gemäss Hofmann allein seit 2010 «mehrere hundert» verkehrspsychiatrische Gutachten. Der Regierungsrat will nun «stichprobenweise» klären lassen, «ob sich Anhaltspunkte für weitere Fehlbeurteilungen betreffend CDT-Werten ergeben». Erst danach will er mit allfälligen Börlin-Opfern den Kontakt aufnehmen. Herrn Meier nützt das wenig. Sein Fall ist vor Bundesgericht hängig, doch das Fahrverbot hat ihn beruflich längst ruiniert – und das, obwohl er noch nie im Leben wegen Alkohol am Steuer verzeigt wurde.

Disziplinierung der Bevölkerung

Der Fall Meier weist auf eine grundsätzliche Problematik hin. Wie ein Blick in die nationale Statistik zeigt, feiert die Verkehrspsychiatrie nicht nur im Aargau Urständ. Wurden 2007 schweizweit noch 1106 «verkehrspsychiatrische Untersuchungen» angeordnet, vervierfachte sich diese Zahl auf 4098 Expertisen im letzten Jahr. Wer von der Idealnorm abfällt, muss damit rechnen, dass amtliche Seelenklempler seine Privatsphäre durchleuchten, egal, ob er sich etwas zuschulden kommen liess. Das psychiatrische Screening ist Ausdruck des Programms «Via Sicura», das die Verkehrssicherheit als allumfassende Disziplinierung der Bevölkerung versteht. Die Psychiater freut's: Mit ihren Expertisen können sie gleich die eigenen Auftragsbücher füllen. ○



ARVI
THE SWISS BANK OF
FINE AND RARE WINES

ARVI SA
Via Pedemonte 1
CH-6818 Melano
T 091 649 68 88
F 091 648 33 75
info@arvi.ch
WWW.ARVI.CH

ARVI ADVENTSKALENDER!

Jeden Tag unschlagbare Weihnachtspreise.

Besuchen Sie täglich unsere Website WWW.ARVI.CH und lassen Sie sich überraschen.

Le Difese
Tenuta San Guido 2011



CHF 19.45 -16%
CHF 16.20

Alion
Vega Sicilia 2009



CHF 51.85 -12%
CHF 45.35

Champagne Brut
Pol Roger N.V.



CHF 35.65 -12%
CHF 31.30

Offerte pro Wein und nur für einen bestimmten Tag gültig. Bestellungen können nur elektronisch und über unsere Webseite getätigt werden. Limitierte Mengen werden je nach Verfügbarkeit den Kunden zugeteilt. Offerte gültig nach schriftlicher Bestätigung und solange der Vorrat reicht.



Ein Heer von Titelschwindlern

Am Zürcher Universitätsspital operieren mehr als dreissig Chirurgen mit falschem Dokortitel. Es liege «keine betrügerische Absicht vor», erklären die Verantwortlichen. Offenbar konnten die Ärzte ihren Titel selbst auswählen. *Von Christoph Landolt*



Plötzlich ohne «Dr.»: Homepage-Einträge des Universitätsspitals Zürich vom 5.12. (oben) und vom 9.12. (unten).

Die Universität Zürich (UZH) und das Universitätsspital Zürich (USZ) sind eng verflochten – so eng, dass auch Fachleute Mühe haben, die Trennlinie zwischen den beiden Institutionen zu finden. Wer ist zum Beispiel für einen Chirurgen verantwortlich, der am Uni-Spital operiert und an der Medizinischen Fakultät der Uni forscht? Als die *Weltwoche* Anfang November (Nr. 45/13) publik machte, dass ein leitender Arzt, der auf der USZ-Website als «Dr. med. Dr. med. dent.» geführt ist, gar keinen Dokortitel besitzt, veröffentlichte das Uni-Spital postwendend eine Stellungnahme, in der man die Verantwortung für den Fall an die Uni abgab: Der Mann sei «derzeit an der Universität Zürich angestellt und kein Angestellter des Universitätsspitals Zürich».

Für sich selbst machte das USZ höhere Standards geltend: Bei «allen Anstellungen am Universitätsspital Zürich, bei denen ein im Ausland erworbener akademischer Titel für die Funktion relevant ist», führe man eine «formelle Prüfung der akademischen Titel» durch, hiess es in der Stellungnahme.

Allzu weit her scheint es mit dieser formellen Prüfung jedoch nicht zu sein. Tatsächlich tummelt sich am Uni-Spital eine ganze Reihe von Ärzten, die sich Dr. med. nennen, ohne je eine Dissertation verfasst zu haben. Darauf aufmerksam gemacht hat eine Gruppe von Schweizer USZ-Ärzten, die sich mit einer Liste

von gut einem Dutzend möglichen falschen Doktoren an die *Weltwoche* gewandt haben.

Auf Anfrage bestätigte das Uni-Spital den Verdacht. Die «nicht korrekten Titel» würden selbstverständlich geändert, «damit sich Patientinnen und Patienten nicht getäuscht vorkommen». Über einzelne Namen und den Umfang des Titelschwinds wollte Pressesprecher Gregor Lüthy nicht eingehen («Wir können noch keine gesicherte Zahl nennen»). Eine Gegenüberstellung der jetzigen mit früheren Versionen der jeweiligen Klinik-Websites zeigt aber, wie verbreitet die Titelmanipulation ist. An der Notfallstation der Klinik für Unfallchirurgie zum Beispiel wurden nach der Anfrage der *Weltwoche* bei sieben von acht aufgeführten Assistenzärzten der Titel korrigiert. Bis Redaktionsschluss entfernte das USZ bei nicht weniger als 33 Angestellten den «Dr. med.».

Unglaubliche Erklärungen

Die falschen Doktoren stammen aus fünf verschiedenen chirurgischen Kliniken: Neben insgesamt zehn Unfallchirurgen sind acht Mitarbeiter der Klinik für Thoraxchirurgie betroffen, drei in der Herzklinik, vier in der Plastischen Chirurgie. Acht falsche Doktoren sind es in der Klinik für Viszeralchirurgie. Das ist bemerkenswert, war es doch die Bauchchirurgie, die vor fünfzehn Jahren schwer unter der chaotischen Führung des deutschen Titel-

schwindlers Rainer W. Grüssner gelitten hat (*Weltwoche* Nr. 47/13).

Die 33 Chirurgen haben allesamt eine abgeschlossene medizinische Ausbildung. Je nach Studienort tragen sie den Titel «med. pract.» (Diplomtitel, der in der Schweiz oder in Deutschland mit dem Staatsexamen verliehen wird), «Dr. med. univ.» (sogenannter Berufsdoktor, den es in Österreich und anderen ehemaligen Habsburger-Ländern mit dem Ende des Studiums gibt; keine Dissertation nötig) oder «M.D.» (*Medical Doctor*, bedeutet in den Staaten mit angelsächsischem Bildungssystem so viel wie: Arzt).

Für die Patienten muss das nichts Schlechtes bedeuten, denn der akademische Grad hat mit klinischer Arbeit nichts zu tun. Auch Chirurgen, die sich mit fremden Federn schmücken, können gute Chirurgen sein. Die Tatsache, dass in derart grossem Stil Titel manipuliert werden, wirft aber ein schiefes Licht auf die verantwortlichen Chefärzte der Kliniken und die Spitalleitung unter Direktorin Rita Ziegler. Wie ist es möglich, dass ein grosser Teil der Universitätsspital-Mitarbeiter Titel angeben, die sie nicht besitzen?

Glaubt man der Spitalleitung, liegt «in keinem der Fälle betrügerische Absicht» vor. Die Einträge auf der Homepage würden von «Editoren» gemacht. Diese Mitarbeiter der Kliniken seien «keine Ärzte und kennen daher den

Unterschied zwischen pract.med., Dr.med. und Dr.med.univ. nicht zwingend», schreibt Sprecher Lüthy in einer Stellungnahme. Im Klinikinformationssystem Kisim würden die Einträge «von einem Team» erstellt, das ebenfalls nicht aus Medizinerinnen bestehe. Die betroffenen Ärzte selbst könnten «im Grossteil der erwähnten Datensysteme keine Änderungen vornehmen», deshalb seien sie «für diese Angaben auch nicht verantwortlich zu machen».

Zweifel sind angebracht. Wie mehrere verlässliche Quellen unabhängig voneinander versichern, muss auf der Kisim-Plattform jeder Mitarbeiter seinen Titel selber in den persönlichen Einstellungen angeben. Dort stehen alle möglichen akademischen Grade (auch med.pract.) in einem Drop-down-Menü zur Auswahl bereit. Die betroffenen Ärzte haben also bewusst einen falschen Titel gewählt, der nachher auf Krankengeschichten und auf Austrittsberichten prominent erscheint.

Selbst wenn fünf Homepage-Editoren von fünf verschiedenen Kliniken unabhängig voneinander den gleichen Fehler gemacht hätten, hätte dies zumindest den Betroffenen auffallen müssen.

Dass die Ärzte selbst nicht über das Titelsystem Bescheid wissen, ist kaum vorstellbar. Mindestens drei falsche Doktoren, die zum Teil seit mehreren Jahren mit «Dr.med.» unterschreiben, bemühen sich zurzeit nämlich an der Uni Zürich um eine ordentliche Promotion. Wüssten sie nicht, was ein Dokortitel bedeutet, würden sie ihn kaum haben wollen.

Hinzu kommt, dass dreizehn Ärzte, die vorher als «Dr.med.» bezeichnet wurden, neu als «med.pract.» auftreten. Sie haben ihr Studium in Deutschland oder der Schweiz absolviert und sind deshalb mit dem hiesigen akademischen System bestens vertraut – ihr falscher Titel kann deshalb auch mit viel Wohlwollen nicht als «Versehen» entschuldigt werden.

Bern und Basel passen auf

Anders als in einer Privatpraxis oder einem kleinen Provinzspital spielen die Doktorwürden an einer universitären Klinik wie dem USZ eine zentrale Rolle: Am Uni-Spital geht es nie nur um das Kurieren von Patienten, sondern immer auch um Forschung, um wissenschaftliche Publikationen, um akademisches Renommee. Die Dissertation gilt da als Beweis, zu eigenständiger wissenschaftlicher Arbeit fähig zu sein.

Auch bei den universitären Kliniken in Bern und Basel legt man deshalb bei der Rekrutierung Wert auf den Doktorgrad. «Wir erwarten grundsätzlich, dass die Assistenzärztinnen und -ärzte die Dissertation abgeschlossen haben und über einen Dokortitel verfügen», erklärt Monika Kugemann, Sprecherin des Berner Inselspitals. Wenn dies «in Einzelfällen» zum Zeitpunkt der Bewerbung noch nicht möglich sei, werde in der Regel «im Ar-

beitsvertrag die Auflage gemacht, dass der Kandidat innert eines Jahres den Titel erhalten muss». Ähnliche Bedingungen gelten in Basel: Assistenzärzte, die ihre Dissertation noch nicht abgeschlossen hätten, würden dies «in aller Regel» in den ersten Jahren nachholen, sagt Martin Jordan, Sprecher des Basler Universitätsspitals.

Anzeige gegen falsche Doktoren

Für eine Facharztausbildung sei der Doktorgrad seit 2002 nicht mehr nötig, erklärt Jürg Schlup, Präsident der Ärztevereinigung FMH. Für eine akademische Karriere brauche es den Titel aber noch immer zwingend. Wer sich unrechtmässig einen Doktor zulege, handle «auf jeden Fall unstatthaft» und verstosse gegen die Standesregeln der FMH.

Die Gepflogenheit, einen ausländischen Diplomgrad oder einen «med.pract.» zum Dr.med. aufzublasen, benachteiligt jene Ärzte, die brav ihre akademische Ochsentour absolvieren und eine Doktorarbeit schreiben. Einen Dokortitel an einer schweizerischen oder deutschen Uni zu erlangen, ist mit Aufwand verbunden. Zwar werden an eine Medizindissertation auch hierzulande sehr viel tiefere Ansprüche gestellt als an eine philosophische Doktorarbeit, wie sie zum Beispiel im Fach Geschichte verlangt wird. Doch auch eine Medizin-Diss bedeutet für den Autor in der Regel mehrere Wochen oder Monate Arbeit.

Intern ist das Problem offenbar seit längerem bekannt. Im August hat ein am Uni-Spital tätiger Arzt bei der Zürcher Staatsanwaltschaft vier Kollegen der Klinik für Viszeralchirurgie angezeigt: drei wegen eines falschen Dokortitels; einen, weil er sich mit einem Professorrentitel schmückte, den er noch gar nicht hatte.

Der zuständige Staatsanwalt Daniel Kloiber sagt, er habe eine Online-Recherche vorgenommen. «Die Ärzte waren auf der Homepage als med.pract. geführt, und nicht als Dr.med. Der Professor wird als Professor bezeichnet. Beim Anzeigenerstatter nachfragen konnte ich nicht, denn die Anzeige kam anonym.» Kloiber hat deshalb kein Verfahren eröffnet.

Tatsächlich können die Ärzte von Glück reden, dass sie auf der USZ-Homepage korrekt als «med.pract.» bezeichnet wurden. Im internen Kisim-System sind die vier nämlich als «Dr.med.» geführt. Auf einem der *Weltwoche* vorliegenden Austrittsberichte unterschreibt einer davon als «Dr.med. P.K.» (Name der Redaktion bekannt). Hätte die Staatsanwaltschaft davon Kenntnis bekommen, hätten die Ärzte mit rechtlichen Konsequenzen rechnen müssen. Das unbefugte Tragen von akademischen Graden gilt im Kanton Zürich als Übertretung und wird mit Busse «nicht unter 2000 Franken» bestraft. Zu prüfen ist gemäss Kloiber auch, ob der Straftatbestand der Urkundenfälschung erfüllt ist.

Das Uni-Spital ist nun um Schadenbegrenzung bemüht. Eine Täuschung von Patienten sei «nicht akzeptabel», heisst es in der schriftlichen Stellungnahme zuhanden der *Weltwoche*. Für die Zukunft gelobt die Spitalleitung Verbesserungen: So sollen die Titel von Ärzten, die keinen Dokortitel einer Schweizer Uni vorweisen können, «detaillierter als bis anhin» geprüft werden. Eine neue Weisung soll regeln, wie mit ausländischen Titeln umzugehen ist. Ausserdem sollen die für Internet und Kisim zuständigen Editoren für das Problem «sensibilisiert werden». Das ist dringend nötig, denn 33 falsche Doktoren sind kein Einzelfall, sondern schon fast ein Massenphänomen. ○



Problem seit längerem bekannt: Direktorin Ziegler.

Grösse und Niedertracht des Menschen

Honoré de Balzac schuf mit dem Romanzyklus «La Comédie humaine» ein schier übermenschliches Werk. Was trieb ihn an? Und warum sollte man den vom Ehrgeiz besessenen Franzosen, der zeit seines Schriftstellerlebens hochverschuldet war, heute noch lesen? Von Pia Reinacher

Der zerstörerische Riss in seinem Leben war die Differenz zwischen Realität und Einbildung. Wie Eisschollen krachten die süchtig produzierten Fantasiegebilde und die banalen Fakten der Wirklichkeit in seinem Inneren gegeneinander – und brachten ihn am Ende erschöpft zu Fall. Als Honoré de Balzac 1850, im Alter von 51 Jahren starb, war er ausgelaugt, ausgezehrt – am Ende seiner Kraft, seiner Traumschlösser, seiner süßen Phantombilder.

Als Schriftsteller hatte er sich in die vordersten Ränge der Weltliteratur geschrieben und gehört mit Stendhal und Flaubert bis heute zu den wichtigsten Realisten der französischen Literatur. Als Mensch und Liebhaber war er an Hochstapelei, Eitelkeit, Bauernschläue, Naivität, Gefühlsüberschwang, Kälte, Berechnung, Neid, Stolz, Geldgier und falscher Liebe gescheitert. Als Künstler hatte er ein Werk geschaffen, das bis heute wie ein unbezwingbares Gebirge in der globalen Literaturlandschaft steht. Als Mann endete er arm, getäuscht und am Gängelband der Gunst einer polnischen Gräfin, die jahrelang zauderte, ob sie ihn wirklich heiraten und aus seiner misslichen finanziellen Lage befreien wolle – oder ob sie sich mit dem derben Kerl in der besseren Gesellschaft der internationalen Aristokratie nur schämen müsse.

Hochrisikospiele im Alltag

Versuchte man, das Unbegreifliche in Honoré de Balzacs Biografie auf den Punkt zu bringen, wäre es die unentwirrbare Verquickung des gelebten und des erfundenen Lebens. Im Alltag betrieb er auf dem Gebiet von Geld, Macht und Leidenschaft Hochrisikospiele – in seinen Büchern formte er den eingesogenen Lebensstoff zu messerscharfen psychologischen Studien und entlarvenden Sittenbildern. Dieses Ungreifbare und Unbegreifliche war Material und Antrieb aller seiner grossen Werke. Er erfand die Biografien unzähliger Figuren – und mischte die Konstrukte mit den hochfliegenden und leidvollen Erfahrungen seines eigenen Schicksals.

Jene frommen Seelen, die nach Lesungen jeweils gerne den Finger aufstrecken und mit einer Mischung aus Schauer und Voyeurismus den Schriftsteller fragen, «ob er dies alles selbst erlebt habe», kämen bei Balzac auf ihre Rechnung. Ja, er hat vieles von dem Schrecken der charakterlichen Abgründe der Menschen am eigenen Leib erlebt und oft bitter bezahlt. Nein, es ist nicht das simultan abgebildete

Leben, das wir in Balzacs Romanen wiederentdecken, aber vieles davon steckt darin – stilisiert, arrangiert, verdichtet und bis ins Extrem weiterentwickelt.

Das hohnvolle Lachen über Grösse und Niedertracht des Menschen war aber ohne Zweifel Ausgangspunkt und Inspiration seines gigantischen literarischen Projekts: die Herkulesarbeit «La Comédie humaine». Es ist ein schier übermenschliches Vorhaben, das er 1845 als Romanzyklus in 137 Teilen plante und von dem er tatsächlich 91 Romane und Erzählungen realisierte. 3000 Figuren liess er in diesem zyklophenhaften Romangebäude auftreten. Alle waren sie miteinander verwandt, verschwägert, verliebt, in dubiosen Geschäften verklammert oder in zwielichtigen Freundschaften verbunden.

Mit Mönchskutte und Krähenfeder

Um zu begreifen, wie ihm dieses gigantische Lebensprojekt überhaupt gelang, muss man einen Blick auf seine Lebensgewohnheiten werfen. Allein die Umstände seiner Schreiberexerzitien sind Stoff für unzählige wunderliche Anekdoten. Wie viele andere Maler, Karikaturisten und Schriftsteller auch entwickelte Balzac absurde Rituale, um überhaupt produzieren und den im Unbewussten angelegten Stoff aktivieren zu können. Der Balzac-Bio-

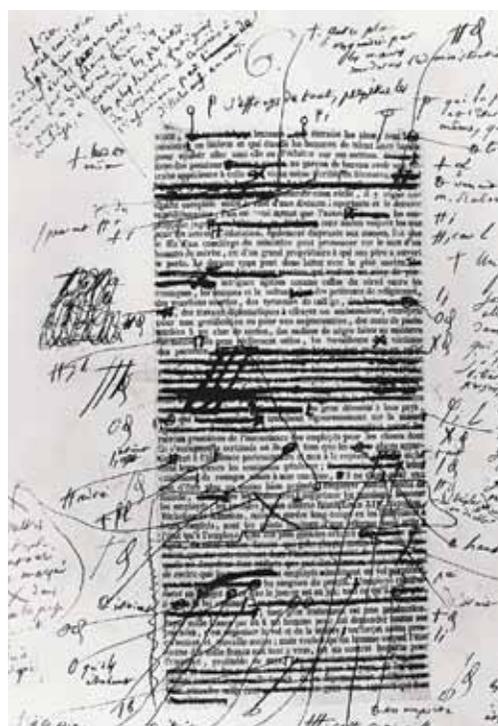
graf Johannes Willms hat den kuriosen Schreibkult im Detail recherchiert.

Balzac arbeitete vorzugsweise nachts. Nach Mitternacht war erstens nicht mehr mit dem überraschenden Besuch von Gläubigern zu rechnen. Zweitens musste er während des Tages die nötige innere Spannung aufbauen, die ihm erst erlaubte, die Einfälle zu spucken. Als Droge diente ihm Kaffee, den er in Übermengen trank. Er musste aus einer Bohnenmischung von Bourbon, Martinique und Mokka zusammengestellt sein, die er bei verschiedenen Händlern in ganz Paris bezog. Drittens brauchte er das Halbdunkel der zugezogenen Vorhänge, um den Gedankenfluss zu aktivieren. Eine weisse Mönchskutte diente ihm als Arbeitskleidung.

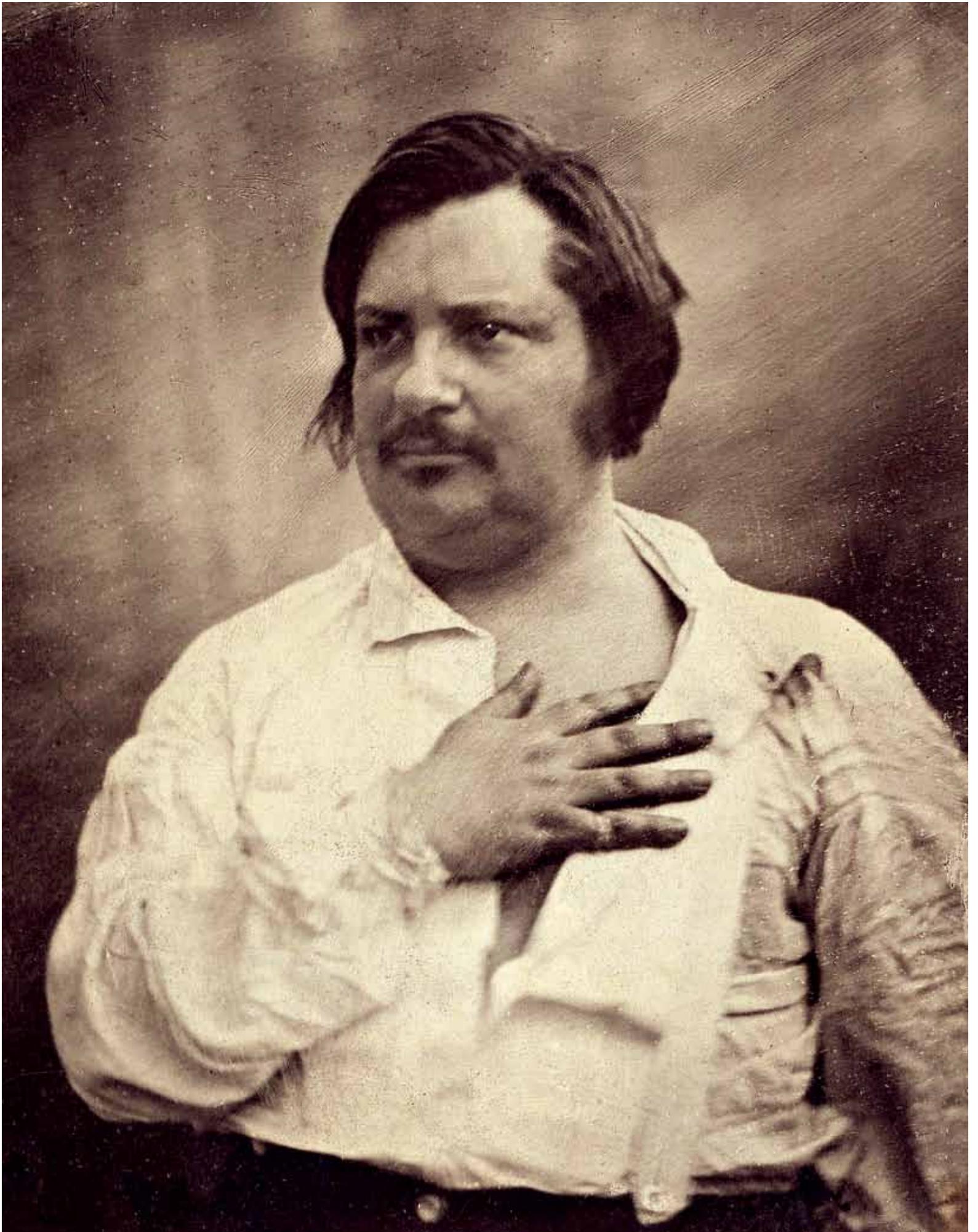
Sie beengte ihn nicht, liess den Atem ruhig strömen, im Winter wärmte und im Sommer kühlte sie. Zusammengehalten wurde sie mit einer mit goldenen Eichelgeschmückten Korde – das verlangte der Hang zum verschwenderischen Lebensstil. Die Kerzen warfen ein warmes Licht und sorgten für das nötige Zwielicht. Balzac bevorzugte leicht bläuliches, satiniertes Papier; der bläuliche Schimmer vermeidet das Blendende und damit die rasche Ermüdung der Augen. Denn gewöhnlich schrieb er mindestens siebzehn Stunden am Stück und produzierte bis zu vierzig Manuskriptseiten. Er benutzte eine Krähenfeder, die geschmeidiger war als der übliche Gänsekiel und weicher über das Papier glitt.

Balzac verfügte über einen scharfen Geist, eine robuste Charakterstruktur und den Ehrgeiz eines Besessenen. Schreiben war ihm selbstverständlich ein Mittel, um zu Macht, Ansehen und Geld zu kommen. Seine literarische Arbeit verfolgte er mit ähnlichen Zielen wie ein Kundenberater seine Bankgeschäfte. Sie sollte ihm vor allem «Gewinn» bringen. Die «Comédie humaine» zum Beispiel war ihm ein lukratives Versprechen.

Als er andererseits mit seinem Verleger den Vertrag über das Vorhaben «Etudes de mœurs au XIXe siècle» einfädelt und dafür die nicht geringe Summe von 27 000 Franc ausmacht, triumphierte er gegenüber der Gräfin Hanska nicht nur, dass er damit beinahe schuldenfrei werde. Er sonnte sich in der Vorstellung, dass «alle Faulenzer, Kläffer und Schreiberlinge vor Wut schäumen und sein Triumph grenzenlos» sein werde. Die literarische Manufaktur war keineswegs auf hehre Beschäftigung, sondern auf handfesten Gewinn und eine uneinnehm-



«Noch zwei Jahre Geduld»: Balzac-Manuskript.



Vor allem «Gewinn»: Autor Balzac, 1842.

bare Machtposition hin angelegt. «Ich will über die intellektuelle Welt ganz Europas herrschen», schrieb er der Hanska. «Dafür braucht es noch zwei Jahre Geduld und Arbeit, aber dann werde ich allen denen auf den Köpfen herumtanzen, die meine Hände fesseln, meinen Flug aufzuhalten versuchen.»

Liebe, Geld und Macht

Die Realität sah allerdings ernüchternder aus. Balzac war notorisch verschuldet. Nicht nur erwiesen sich seine Berechnungen als zu optimistisch, sein Lebensstil als zu ausschweifend (einmal kaufte er aufs Mal vierzig Paar gelbe Handschuhe ...), seine Pläne als zu unrealistisch und sein Sinn für das Machbare als zu unterentwickelt. Seine Schreibmanufaktur, so ununterbrochen sie auch ratterte, konnte nie so viel abwerfen, wie er den gutgläubigen Verlegern versprach.

Als Dramatiker war er erfolglos, als Schreiber wurde er lange kaum wahrgenommen, als Drucker machte er Konkurs und ebenso Pleite als Compagnon eines Pariser Verlegers, mit dem er eine kommentierte Molière- und eine La-Fontaine-Ausgabe herausbrachte. Sein Charme allerdings, die irisierende männliche Ausstrahlung, erlaubte ihm amouröse Freundschaften mit immer neuen, hochgestellten und vermögenden, aber auch eingebildeten Damen, die ihm ihre Gunst erwiesen – und ihn natürlich finanziell unterstützten. Die Fantasie oder vielmehr: die Obsession, eine reiche Dame per Heirat einzufangen und durch eine «Leibrente» ein für alle Mal aller Sorgen entledigt zu sein, verfolgte ihn bis in die letzten Tage seines Lebens – erfüllt hat sie sich nie.

Warum aber soll man denn Balzac heute noch lesen? Welche Erkenntnis vermitteln seine Romane? Erstens die bestürzende Erkenntnis, dass sich seit dem 19. Jahrhundert zwar die Kleider, Masken und Kulissen geändert haben – der Mensch in seinen Grundzügen, Antrieben und Motiven aber gleich geblieben ist. Mehr oder weniger. Was Balzac liefert, sind hervorragende psychologische Studien von Lastern und Tugenden – *hélas*, sie halten sich bis zum heutigen Tag. Das Dreigestirn Liebe, Geld und Macht grundiert als Motiv alle seine wichtigen Romane – und diese bieten plastisches Anschauungsmaterial zum Studienobjekt Mensch.

Drei Romane seien exemplarisch genannt: «La Cousine Bette» oder «Tante Lisbeth», wie das Buch auf Deutsch heisst, räumt mit allen Klischees weiblicher moralischer Überlegenheit auf und demonstriert, wozu Neid, Missgunst und Eifersucht eine Frau treiben können. «Eugénie Grandet» verrät sämtliche Tricks der Finanzkriminalität, die windige Lust am Kapital und ihre Kehrseite, den säuerlichen Geiz – alles genau so, wie es sich auch heute in der Finanzbranche und damit bei jedermann abspielt. Und «Le Père Goriot»



«Grenzenloser Triumph»: Gräfin Hanska.

zeigt sich als imponierendes Porträt einer väterlichen Affenliebe: Es ist die traurige Geschichte eines erfolgreichen und reich gewordenen Nudelfabrikanten, der seine Kinder verwöhnt – und schliesslich an ihrer Kältherzigkeit, gesellschaftlichen Eitelkeit und Verschwendungssucht zugrunde geht.

Als modellhaftes Schauerstück weiblicher List und Tücke ist zum Beispiel «La Cousine Bette», auch im Rahmen der Weltliteratur, beinahe unübertroffen. Kaum ein Schriftsteller hat weibliche Berechnung, Hinterlist und Tücke im Kampf um Männer und Geld so virtuos illustriert wie Balzac. Er stellt dabei einen Zusammenhang zwischen Ökonomie und Sexualität her, der zwar heute durch die emanzipierte Position der Frauen – sagen wir: abgeschwächt, aber niemals eliminiert ist. Weil Frauen darauf angewiesen waren, eine existenzhaltende Leibrente, sprich: einen Mann zu erobern, waren sie Meisterinnen der lautlosen Manipulation. Lisbeth Fischer (Cousine Bette) war etwa fünf Jahre jünger als die zarte Adeline, Hulots Frau. Darum verzehrte sich die Cousine schon immer in rachsüchtiger Eifersucht, erst recht, als Adeline den aus bäuerlicher Familie stammenden, aber unter Napoleon durch Tapferkeit zum Marschall aufgestiegenen Hulot heiratet. Balzacs Schlussfolgerungen wären auch heute noch ohne Abstrich gültig: Cousine Bette ist nicht so, wie es sich ein Mann wünscht: «Sie war hager und knochig von Gestalt und hatte schwarzes, glänzendes Haar. Ihre Augenbrauen waren in einer buschigen Linie über der Nase zusammengewachsen, ihre Arme waren lang und kräftig, ihre Füsse plump, und in ihrem langen, affenartigen Gesicht standen ein paar Warzen – so sah diese alte Jungfer aus.»

Das Porträt ist typisch für Balzacs Figurenzeichnung. Er beschreibt Körper, Gesichter und Kleider so genau, dass der Leser seine Schlüsse ganz von selbst zieht. Allerdings streut er oft sentenzenhafte Überhöhungen ein, um den Sachverhalt ein für alle Male zu klären: «Hätte zu jener Zeit, da sich diese Szene abspielte, Tante Lisbeth sich schicker gekleidet, hätte sie, wie alle Pariserinnen, sich der gängigen Mode angepasst, dann wäre sie präsentabel und gern gesehen gewesen; aber sie war steif wie ein Stock. Nun, ohne eine gewisse Grazie hat eine Frau in Paris keine Existenzberechtigung.»

Balzacs Psychostudie führt vor, wie eine eifersüchtige Frau aus Rache ihre Rivalin, deren Mann und das ganze familiäre Umfeld mit einer beinahe triebhaften, intriganten Schlaueit in den Untergang treibt. Balzac entlarvt damit auf einen Schlag das Klischee von der männlichen Stärke und Übermacht beziehungsweise der sogenannt weiblichen Schwäche. Cousine Bette ist es, die dank ihrer emotionalen, praktischen, sozialen und sexuellen Intelligenz männliche Dominanz elegant ausser Kraft setzt – mit Eigenschaften, die viel wirksamer sind als das männliche auf dem öffentlichen Parkett Ein-bisschen-gross-Poltern und Wichtigtun. Und sie tut es erst noch unter der Maske der aufopferungsbereiten Mildtätigen – eine wahrhaft listige Vertreterin des «schwachen Geschlechts».

«Das bringt mich noch um»

Balzacs Romane bieten bis heute Anschauungsmaterial zum tieferen Verständnis des Kampfs der Geschlechter, des lust- und jammervollen Zusammenlebens der Familien, der Korruptierbarkeit der Gesellschaft durch das Geld, der dümmlichen Lust an der Macht und der Unbelehrbarkeit des Menschen. Es sind existenzielle Planspiele der menschlichen Existenz in all ihren unterschiedlichen Schattierungen. Wer sie liest, erfährt, wie Geld, Gier, List und Leidenschaft das Leben bestimmen. Balzac brannte seine exemplarischen Lebensentwürfe, seine Abbilder der menschlichen Komödie der gesellschaftspolitischen Kulisse seiner grossen Werke förmlich ein.

Dafür hat er sein Leben gleichermassen geopfert und gefeiert. Geradezu hellsehtig zieht er schon 1834 im Brief an eine Freundin eine Bilanz, die bis heute gilt: «Niemals hat ein Werk von schrecklicherer Majestät das menschliche Gehirn beherrscht. Ich bin der Arbeit verfallen wie ein Spieler dem Spiel. Ich schlafe nie mehr als fünf Stunden und arbeite achtzehn, das bringt mich noch um.» So ist es gekommen. Der Preis war hoch. Was er der lesenden Menschheit allerdings an Erkenntniswert und Lesevergnügen hinterlassen hat, ist gar nicht hoch genug zu veranschlagen.

Johannes Willms: Balzac. Eine Biografie. Diogenes. 366 S., Fr. 34.10

Der Ball frisst seine Stars

Die WM 2014 ohne Lionel Messi? Das Milliardengeschäft Fussball zerstört seine Helden.

Von Peter Hartmann



Ausgepresst bis auf die Knochen: Jahrhunderttalent Messi.

Das erste Alarmzeichen verspürt Lionel Messi am 2. April im Pariser Stade de France; er fasst sich an den rechten Oberschenkel und hinkt von der Bühne. Im Mai der Rückfall, wieder der rechte Biceps femoris. Im August zwingt ihn ein Bluterguss im gleichen Muskel zur Vorsicht. Dennoch spielt er für seinen FC Barcelona die spanische Supercopa gegen Atletico, diesmal verletzt er den linken Oberschenkelmuskulatur. Den nächsten Stopp muss er Ende September in Almería einlegen: schon wieder eine Zerrung rechts. Dann, am 10. November, die Schreckensmeldung aus Sevilla: Schon nach zwanzig Minuten humpelt Messi hinaus. Diagnose: ein Muskelriss rechts, der ihm eine Zwangspause von zwei Monaten auferlegt.

Super-GAU für die WM

Diese fatale Serie führen Sportärzte auf eine muskuläre Dysbalance zurück, ausgehend von einer Verkürzung des Hüftbeugemuskels, des wichtigsten Muskels für die Schussfertigkeit. Daraus entsteht ein Teufelskreis weiterer Überlastungen und Fehlhaltungen, und die schwächste Stelle reißt, bei Messi der rechte Oberschenkel, bis die Ursache therapeutisch behoben wird. Messis Zustand wirft die Frage auf, ob der viermalige Weltfussballer nächstes Jahr in Brasilien mit der argentinischen Mannschaft zur WM auflaufen kann. Sein Fehlen wäre der Super-GAU für das Turnier.

Messi hat mit 26 Jahren schon alles erreicht außer dem Weltmeistertitel. Nach seiner letzten Blessur packt er in Barcelona die Koffer und fliegt mit Kind und Kegel in den Sommer von Buenos Aires. Dort hat er sich dem argentinischen Teamarzt und dem Physiotherapeuten des Nationalteams anvertraut, ein Misstrauensvotum gegenüber der medizinischen Abteilung seines Klubs. Es ist die erste Abnabelung von Barcelona, seit Messi während der Pubertät mit wachstumstreibenden Medikamenten vollgepumpt und sein Körper im Streckbett in jahrelanger Tortur auf 1.69 Meter Normallänge gezogen worden war. Erst als Pep Guardiola 2008 den FC Barcelona übernimmt und das Training des Jahrhunderttalents individualisiert, findet Messis schlafwandlerische Bewegungsimpelligenz sich im künstlich nachentwickelten Körper zurecht. Mit dem Abgang Guardiolas kehrt die Verunsicherung zurück.

Bei allen Diskussionen über die Sozialverträglichkeit des grössten globalen Massenevents im krisengeschüttelten Brasilien und über das diktatorische Gebaren der Fifa und ihres Sonnenkönigs Sepp Blatter wird fast vergessen, worum es geht: um den Fussball und seine Stars. Nicht nur die Wanderarbeiter in den Stadien, die für Mindestlöhne ihr Leben riskieren, auch die Topspieler, die fast alle bei europäischen Klubs unter Vertrag stehen, werden ausgepresst bis auf die Knochen.

Messi spielt einfach zu viel und sitzt zu oft im Flieger. Er reiste im Frühjahr, wie die argentinische Zeitung *La Nación* auf einer Weltkarte darstellte, innert 64 Tagen dreimal um die Welt. Danach legte er eine einzige Woche Urlaub ein, mit Frau und Baby auf Ibiza. Und Messi ist kein Einzelfall. Hätte die WM am letzten 6. Dezember, dem Tag der Auslosung, begonnen, wäre ein ganzes Star-Ensemble, eine «Weltelf», verletzt oder zu Schonzwecken ausgefallen: Victor Valdes, Philipp Lahm, David Luiz, Dani Alves, Pirlo, Bastian Schweinsteiger, Sami Khedira, Franck Ribéry, Messi, Cristiano Ronaldo. Gefehlt hätten ebenso Robben, Fred, Falcao, Ronaldinho, Eto'o, Robinho. Und noch mehr Deutsche: Badstuber, Schmelzer, Hummels, Gündogan, Podolski, Klose.

Die Marodenliste ist zwar eine Momentaufnahme, aber ein aufschlussreiches Röntgenbild und sicher kein Zufall. Das System frisst seine Kinder. Der Kommerzialisierungsdruck auf die hochverschuldeten Klubs, der Stress des überladenen Kalenders verschleissen die Hauptdarsteller. Eine Folge ist das sinkende Niveau der Weltmeisterschaft. Der letzte überzeugende Finalsieger war 1998 Frankreich mit dem überragenden Zinedine Zidane gegen allerdings wie stehend k.o. wirkende Brasilianer – am fitgespritzten «El Fenómeno» Ronaldo und seiner Zombiedarbietung entzündete sich die Diskussion über die Überforderung der Stars.

Wieder lächeln lernen

Natürlich sind die Helden und ihre persönlichen Manager mitschuldig an ihrem Schicksal. Ronaldo hatte als erster Fussballer überhaupt einen lebenslänglichen Vertrag mit dem Ausrüster Nike und musste damals in Paris einfach auf den Platz, koste es, was es wolle. Sein Landsmann Neymar ist erst 21 und verdient heute beim FC Barcelona schon mehr als Messi, über zwanzig Millionen Dollar. In seiner Agentur kümmern sich 21 Angestellte um seine Vermarktung. Neymar ist als Partner und Stellvertreter Messis im Klub bislang eine Enttäuschung. Er spielt vorsichtig, lässt sich sofort fallen, wenn er einen Tritt wittert, denn ihm winkt die Chance seines Lebens, an der WM als Vaterlandsretter gefeiert zu werden. Von Messi gibt es aktuelle Videos aus dem Sportzentrum in Ezeiza bei Buenos Aires. Schritt für Schritt beobachtet von seinem argentinischen Vertrauenstherapeuten Luis García, lernt er wieder laufen und lächeln, noch ohne Ball. ○

Das Misstrauen der Frauen

Männer explodieren vor Glück, wenn sie sich verlieben. Gefühl besiegt Verstand. Bei den Frauen ist es anders. Können sie sich den Rausch des Verliebtseins überhaupt leisten? Von Zoë Jenny

Ich konnte sofort sehen, dass er verliebt war. *Sick of love*. In seinen Augen leuchtete der fiebernde Wahnsinn. Der Student hatte mir aufgelauret. In Tübingen nach einer Lesung warf er sich mitten auf dem Marktplatz vor mir auf den Boden. Er hatte mir schon zuvor Dutzende Briefe geschrieben. Von Hand verfasst und versiegelt. Wie zu Lord Byrons Zeiten. Eigentlich schön. Leider fand ich die Liebesschwüre aber unangebracht und peinlich. Ein wildfremder Mensch hatte mich zum Objekt seiner Obsession gemacht.

«Ich liebe Sie!», rief er. «Geben Sie mir eine einzige Chance. Ich flehe Sie an!» Er tat mir leid. Was sollte ich tun? Ihm die Hand anbieten, damit er aufstand, ihm eine Ohrfeige verpassen, damit er zu Sinnen kommt, oder besser sofort die Flucht ergreifen?

«Stehen Sie auf», sagte ich bestimmt. Er war hübsch und jung, aber ich wollte absolut nichts mit ihm zu tun haben. Seine überbordenden Gefühle waren für mich abschreckend, ja eine Bedrohung. Ich blieb bis zum nächsten Tag im Hotelzimmer. Noch im Morgenrauen bestellte ich ein Taxi und war weg. Sein Pfeil flog ins Nichts.

So schmerzhaft es ist, wenn das Verliebtsein nicht erwidert wird, so unglaublich ist das Gefühlshoch, wenn es klappt. Dann ist es, als ob in einem drinnen eine Bombe implodierte. Das Gehirn wird mit Dopaminen überflutet, und so schwimmt man auf einer Welle des Glücks dem anderen entgegen. Süßer Vogel Jugend verliebt sich genau so. Hals über Kopf. Als ich mich zum ersten Mal verliebte, konnte ich an nichts anderes mehr denken. Dieses grossartige Gefühl ging einher mit einem vollständigen Ausblenden aller negativen Attribute. Ich stilisierte meine Liebe zum Helden, dem einzigen, und es interessierte mich nichts anderes mehr.

Die Luft wird dünn

Neurologen sprechen beim Verliebtsein von einer eingeschränkten Gehirnaktivität. Die verzerrte Wahrnehmung der Realität führt zwangsläufig zu einer Fehleinschätzung. Aussenstehende wollten mir helfen, mir zureden, mich zur Vorsicht mahnen. Doch Verliebte sind immun gegen gute Ratschläge. Ist es so weit, ist es auch schon zu spät.

Als meine erste grosse Liebe mir dann mitteilte, dass sie nach Südafrika ziehen wird,

kam die Realität mit einem Hammerschlag. Ein Schmerz wie eine Art Amputation. Liebeskummer ist ein zu kleines Wort. Ich lag zwei Wochen krank im Bett. Alles tat weh, von den Zehen bis in die Haarspitzen. Wer liebt, leidet. Und zwar richtig. Das abrupte und radikale Entfernen meines Sehnsuchtsobjekts war wie ein brutaler Entzug. Ich glaubte, ich müsse sterben.

«Das war's», dachte ich mir, «so verliebe ich mich in meinem ganzen Leben nie wieder.»

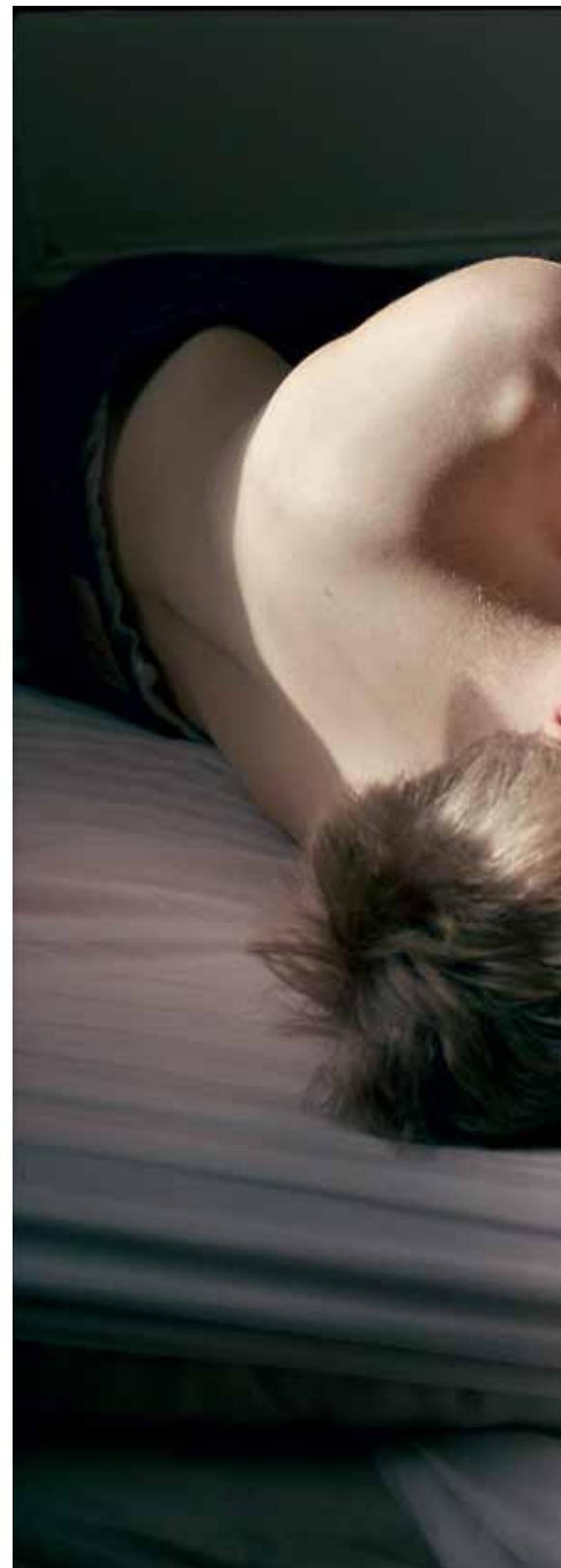
Dabei sind Verliebte Anarchisten. Sand im Getriebe der Gesellschaft. Würden alle Paare im Zustand der Verliebtheit verharren und nicht alsbald wieder vernünftig werden, würde die Welt augenblicklich in sich zusammenstürzen.

In Ingeborg Bachmanns Hörspiel «Der gute Gott von Manhattan» verlieben sich Jan und Jennifer in New York und kommen im Liebesrausch der Welt abhanden.

Doch der «gute Gott» kommentiert lakonisch: «Da ist gar kein Gefühl, nur Untergang ...» Der gute Gott hat die Eichhörnchen von Manhattan beauftragt, alle Verliebten in die Luft zu sprengen. Denn sie können und dürfen in einer funktionierenden Gesellschaft nicht sein. Sie stören das Gleichgewicht.

Jan und Jennifer verschanzen sich in einem Hotel, wechseln die Zimmer nach Stockwerk, und je höher sie steigen, desto intensiver werden ihre Gefühle, die dem Wahnsinn nicht fern sind. «Da, wo man Sonne und Mond zugleich sieht, wo das Meer erkennen lässt, dass die Erde gekrümmt ist.» Die Luft wird dünn für das vor Liebe trunkene Paar.

«Wo du hingehst, da will ich auch hingehen», verspricht Jennifer. Darin liegt die Tragik. Sie will das Absolute, sich auflösen in vollkommener Verschmelzung. Doch er wird rückfällig, muss plötzlich allein sein und nach draussen gehen, in die Welt, die ihn etwas angeht, und schon ist der Riss in der Schöpfung geschehen. Die zurückgelassene Jennifer verzehrt sich vor Sehnsucht. Den Ur-Instinkten ist die Emanzipation egal. Denn Männer und Frauen verlieben sich anders und aus anderen Gründen. Es ist denn bezeichnenderweise auch Jennifer, die das Paket mit der Bombe entgegennimmt. Während Jan an einer Bar einen Whisky trinkt und seine Weiterreise plant («Seine Hände mussten sich schmutzig machen an einer Theke»), fliegt Jennifer in die Luft.



«Wir sind auf der Welt, um uns fortzupflanzen.»

Er reist ab in die Zukunft. Sie bezahlt für ihr Ideal mit dem Leben. Sie stirbt – wenn auch glücklich, nämlich genau wie Romeo und Julia zum richtigen Zeitpunkt. Auf dem Höhepunkt ihrer Verliebtheit. Die Folgesorgen wurden ihr erspart. Sie musste nicht heiraten, Kinder kriegen, kämpfen, schufteten und die öde Realität des Alltags ertragen.

Die Konsequenzen des Verliebtseins sind für Männer und Frauen sehr unterschiedlich. Das ist nicht nur in Ingeborg Bachmanns Ge-



schichte so. Nach der amerikanischen Anthropologin Helen Fisher verlieben sich Männer schneller und häufiger als Frauen.

Sie prüfen, kalkulieren, planen

Interessanterweise ist bei Frauen in der ersten Phase des Verliebtseins vor allem das Erinnerungsvermögen aktiviert. Denn sie prüfen, kalkulieren, planen. Im Auswahlverfahren sind für Frauen vor allem Männer attraktiv, die erfolgreich sind, Geld und Erfahrung haben. Das

hat weniger mit Geldgier zu tun, wie man allgemein annimmt, sondern mehr mit Vernunft.

Das Misstrauen, das Frauen gegenüber Männern hegen, dient der Arterhaltung. Schliesslich muss die Existenz ihrer Nachkommen sichergestellt sein. Und zwar auch dann noch, wenn er nicht mehr da ist – wenn er sich wieder verliebt und alles stehen- und liegenlässt für eine andere. Frauen wissen instinktiv um das Zerstörungspotenzial, das dem Verliebtsein innewohnt.

Am Ende wird der «gute Gott» für seine Attentate vom Richter nicht schuldig gesprochen. Denn er hat «die Wahrheit gesagt und nichts als die Wahrheit».

Er wäre mit der amerikanischen Forscherin Helen Fisher einer Meinung: «Wir sind nicht auf der Welt, um glücklich zu sein. Wir sind auf der Welt, um uns fortzupflanzen.»

Von der Schriftstellerin **Zoë Jenny** erschien zuletzt: *Spätestens Morgen*. Frankfurter Verlagsanstalt. 124 S., Fr. 29.90

«Die Revolution hat erst begonnen»

Der geborene Syrer Adonis gilt als bedeutendster Dichter der arabischen Welt. Im Interview spricht er über die Lehren aus dem arabischen Frühling, den Bürgerkrieg in seiner Heimat und die Macht der Worte. *Von Claas Relotius*

Das «Café de Flore», ein holzgetäfeltes Eckcafé im vornehmen Pariser Bezirk Saint-Germain, genießt unter Pariser Intellektuellen und Künstlern eine lange und reiche Tradition. Jean-Paul Sartre traf hier einst Simone de Beauvoir. Auch Giacometti und Picasso waren regelmässige Gäste. Es verwundert nicht, dass auch Adonis diesen Ort als Treffpunkt vorgeschlagen hat. Der heute meistgelesene und somit bedeutendste Dichter der arabischen Welt lebt seit fast drei Jahrzehnten im Exil in Paris, nennt die Stadt sein Zuhause. Adonis trägt Hut und Regenmantel, als er den Salon betritt. Klein von Gestalt, aber von einer umso grösseren Aura umgeben, scheinen ihn die Gäste an den Tischen sofort zu erkennen. Zum Gespräch bestellt der 83-Jährige zwei Gläser weissen Rum auf Eis. «Rum hält jung und den Geist lebendig», sagt er. Wer Adonis erlebt, wer ihm in seine wachen Augen blickt, würde nicht widersprechen.

Adonis, vor fast drei Jahren, als der arabische Frühling begann, haben viele Intellektuelle ihrer Euphorie freien Lauf gelassen und eine Zeitenwende herbeigerufen. Sie dagegen hielten sich auffällig zurück. Was hat Sie skeptisch gemacht?

Auch ich bin schon immer sehr entschieden für Veränderungen eingetreten. Für solche, die eine moderne Gesellschaft erlauben und die Frauen von der Scharia befreien. Jedoch nicht für solche, die allein den Sturz regierender Mächte betreffen. Was nützt es, wenn das eine Regime durch das nächste ersetzt wird? Diese Frage stellte ich mir, als ich die Menschen auf dem Tahrir-Platz jubeln sah.

Für Ihre Zurückhaltung haben Sie viele Schriftstellerkollegen heftig kritisiert. Tatsächlich aber wurden die meisten Hoffnungen von damals bis heute nicht erfüllt. Fühlen Sie sich bestätigt?

Es ist nicht so, dass ich damals keine Hoffnung gehabt hätte, es könnte sich vieles zum Besseren wenden. Aber zugleich hatte ich starke Zweifel, als ich sah, wie sich Europa und die USA sowie Katar und Saudi-Arabien einmischten und sie bestimmte Strömungen schon nach wenigen Wochen mit Geld unterstützten. Eigentlich war die Revolution schon dadurch zum Scheitern verurteilt.

Weil die Revolutionsbewegung gespalten wurde?

Diese Staaten hatten nie ein echtes Interesse daran, die arabische Welt in die Moderne zu führen. Katar und Saudi-Arabien haben diese Bemühungen schon immer sabotiert. Und Europa? Tja, auch Europa will in Wahrheit nicht, dass die Araber sich ändern. Demokratie? Ja, sicher. Aber Fortschritt, eine moderne Gesellschaft? Nein, das würde eigenen Interessen im Wege stehen. Für Europa ist es gut, wenn die Araber der Vergangenheit zugewandt bleiben. Der Hauptgrund, weshalb ich meine Unterstützung ziemlich bald versagt habe, ist aber noch ein anderer. Bei aller Hoffnung auf Wandel habe ich immer gewusst: Ich kann unter keinen Umständen eine Revolution unterstützen, die in einer Moschee beginnt oder endet.

Ist ein religiös geprägter Staat grundsätzlich unvereinbar mit einer Demokratie?

Religion als führende Institution bedeutet immer Tyrannei. Als in Ägypten schon wenige Wochen nach dem Sturz Mubaraks die Fundamentalisten das Ruder an sich rissen, war mit einem Schlag klar, dass es keine echten Reformen mehr geben würde. Gruppen

«Alles von Shakespeare steht mittlerweile auf dem Index. So viel zur arabischen Moderne.»

wie die Muslimbrüder wollten nicht die Gesellschaft ändern, sie wollten immer nur die Machtverhältnisse ändern. Dies ist der Grund, weshalb es in der arabischen Welt schon seit Jahrhunderten kein Vorankommen gibt. Solange eine Revolution von religiösem Eifer befeuert wird, wird dies auch so bleiben. Religion ist nicht nur undemokratisch – sie ist auch essenziell antirevolutionär.

Trotzdem gilt der Islam gerade bei westlichen Politikern als Schlüssel zur Überwindung der Konflikte in den arabischen Gesellschaften – das ist doch paradox.

In meinen Augen ist die Religion dort kein Schlüssel zur Lösung eines Problems – für mich ist sie das Problem.

Liegt es im Islam selbst begründet, dass die Trennung von Staat und Religion in so vielen arabischen Ländern undenkbar erscheint?

Zum Teil, ja. Der Prophet Mohammed war schon in den Anfängen des Islam nicht nur spiritueller Anführer, sondern immer auch

Feldherr und Gesetzgeber. Dies hat dazu geführt, dass sich Staat und Religion von jeher vermischten. Diese Voraussetzung gab es im christlichen Glauben nicht. Ein weiterer Grund aus heutiger Sicht ist, dass Säkularismus in vielen Teilen der arabischen Welt mit Atheismus gleichgesetzt wird. Wer gottlos und ungläubig ist, so heisst es, der hat weder Werte noch Anstand. Wir brauchen nicht darüber zu reden, dass dies Unsinn ist, aber jene Interpretation ist nun mal vorherrschend. Zu Ende gedacht, öffnet sie faschistischen Herrschaftsformen auf ewig Tür und Tor.

Im Vorwort eines Ihrer Bücher haben Sie geschrieben, eine religiöse Diktatur wäre schlimmer als jede Militärdiktatur.

Eine Militärdiktatur kontrolliert nur deinen Körper und deine Gedanken. Die Diktatur der Religion erfasst dagegen auch deine Seele, sie nimmt Besitz von dir – das ist das Gefährlichste.

Ist ein Staat wie Tunesien, von wo aus der arabische Frühling seinen Lauf nahm, nach dem Sturz Ben Alis hinter seinen vorrevolutionären Status zurückgefallen? Während das Land vormals ein laizistischer Polizeistaat war, wird es heute islamisch regiert.

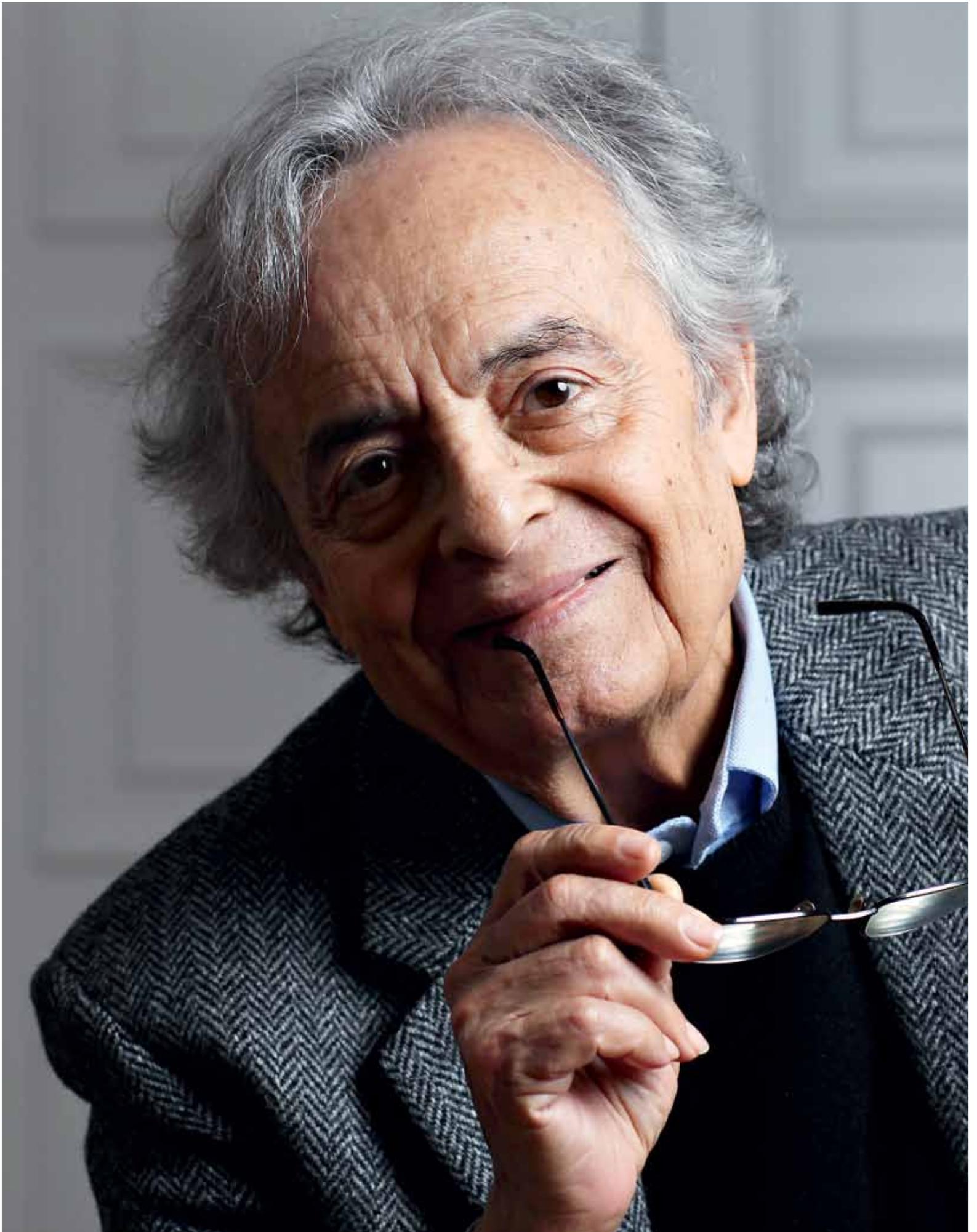
Versuchen Sie heute in Tunis ein Buch von Shakespeare in die Hände zu bekommen, Sie werden es kaum schaffen! Alles, was Shakespeare geschrieben hat, steht mittlerweile auf dem Index. So viel zur arabischen Moderne, die damals alle kommen sahen.

Unter Ben Ali wurden die Islamisten verfolgt, unter der neuen Regierung sind es die Christen.

Immerhin: In Tunesien gibt es vielleicht noch eher als in anderen Ländern eine Gesellschaft, die aufwachen und sich eines Tages wieder demokratisch von der Religion lösen könnte.

Um demokratische Prozesse anzuschieben, bedarf es immer einer starken Mittelschicht und einer funktionierenden Zivilgesellschaft. Wo sehen Sie diese Institutionen in der islamischen Welt?

Nehmen wir wieder das Beispiel Ägypten: Dass dort in diesem Jahr mit Mursi ein islamistischer Präsident wieder aus dem Amt befördert wurde, werte ich als Zeichen dafür, dass diese Kräfte existieren. Die Bürger haben erkannt, dass es sich bei den Muslimbrüdern um Faschisten handelt, die nicht das Gemeinwohl im Sinn haben, sondern nur ihr eigenes. Dass die Ägypter dann auch



«*Rum hält jung und den Geist lebendig*»: Schriftsteller Adonis.

gegen den Willen der USA und des Westens einen erneuten Regierungswechsel durchgesetzt haben, spricht für die Souveränität des ägyptischen Volkes.

Man könnte den Putsch auch als Ausdruck der Macht des Militärs sehen und dem Volk die Demokratiefähigkeit absprechen. In Demokratien werden Regierungswechsel gewöhnlich durch Wahlen herbeigeführt.

Bei den Angelsachsen, die ja viel von Demokratie verstehen, ist die schöne Formulierung geläufig, gemäss der man Demokratie nicht mit der Wahlurne verwechseln dürfe. Die Deutschen können nach ihrer Erfahrung mit Hitler ein Lied davon singen.

Worauf sollen sich moderne Gesellschaften sonst stützen, wenn nicht zuallererst auf eine demokratische Willensbildung, deren Ergebnis rechtsverbindlich ist und nicht einfach umgestossen werden kann?

Einverstanden. Aber das war eine sehr spezielle Situation. Anhänger der Muslimbruderschaft machen bis heute allenfalls 25 Prozent der Gesellschaft aus. Dennoch kam deren Partei bei der Wahl auf 51 Prozent der Stimmen. Nach dem Sturz Mubarak herrschte Chaos, und viele Bürger, darunter auch Nichtislamisten, haben sich vom demokratischen Anschein Mursis blenden lassen. Tatsächlich hat dieser dann binnen zwölf Monaten alles getan, um seine Legitimität und die des politischen Islam zu demontieren.

Was macht Sie optimistisch, dass das ägyptische Volk in Zukunft die richtigen Landesführer wählen wird?

Sehen Sie, ich bin ein alter Mann, auch ich kann mich irren. Aber ich habe die leise Hoffnung, die Menschen lernen aus ihren Fehlern. Von dem Gegenaufklärer Joseph-Marie de Maistre stammt der Satz, jedes Volk habe die Regierung, die es verdiene. Wenn dem so ist, dann kommen in Kairo keine korrupten Fundamentalisten mehr an die Macht, denn die Bevölkerung hat sich in diesem Jahr klar dagegen positioniert und die Weichen für tatsächliche Reformen, für einen echten Umbruch der Gesellschaft gestellt. Die wahre Revolution hat gerade erst begonnen. Ägypten kommt dabei für die gesamte Region eine Schlüsselrolle zu. Gelingt dem Land das Ringen um Freiheit und die Herausbildung einer stabilen modernen Zivilgesellschaft, dann wird dies auch auf andere arabische Länder abstrahlen. Versinkt es dagegen in Despotie, dann wird es in der islamischen Welt weitere fünfzig Jahre kein Vorankommen geben. Dann ist die arabische Welt verloren.

Kommt Ihrem Heimatland Syrien eine ähnliche Schlüsselrolle zu?

Ali Ahmad Said Esber

Adonis wurde 1930 als Ali Ahmad Said Esber im nordsyrischen Alawitengebirge bei Latakia geboren. Nach dem Besuch einer französischsprachigen Schule studierte er Philosophie in Damaskus und veröffentlichte erste Gedichte. Während des Militärdienstes wurde er 1956 wegen politischer Aktivitäten für ein Jahr inhaftiert. Danach liess er sich mit seiner Frau in der libanesischen Hauptstadt Beirut nieder, wo er unter seinem Künstlernamen die avantgardistische Literaturzeitschrift *Schi'r* (Poesie) herausgab, die zu einer der wichtigsten Stimmen für die Neubegründung der arabischen Lyrik wurde.

1960 nahm er die libanesischen Staatsbürgerschaft an und graduierte an der Universität Saint-Joseph, wo er noch zu Beginn des libanesischen Bürgerkrieges 1975 lehrte. 1980 emigrierte er nach Paris. Für seine Lyrik wurde er mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet, unter anderem 2011 mit dem Goethepreis der Stadt Frankfurt. Zuletzt erschien von ihm die Neuauflage seiner Gedichte «Verwandlungen eines Liebenden». (cr)

Syrien hat eine Schlüsselrolle für den gesamten Nahen Osten und vielleicht sogar darüber hinaus – aber diese ist politischer Natur, sie hat nichts mit dem arabischen Frühling zu tun. In Syrien gab es nie eine Revolution wie beispielsweise in Ägypten. Es war und ist ein strategischer Komplott von aussen, den bis heute vor allem Milizen von aussen antreiben, damit das Land zerbricht.

In diesem Jahr hiess es noch häufiger als zu Beginn der Unruhen: Wer Assad stürzen wollte, das waren nie die Syrer selbst. Sehen Sie das genauso?

Es ist nun drei Jahre her, dass ich das letzte Mal dort war. Meine Mutter, die nächstes Jahr 108 wird, lebt noch immer in der Hauptstadt. Ausserdem telefoniere ich regelmässig mit Vertretern der Opposition, wenn auch nur mit jener, die laizistisch und somit in der Minderheit ist. Was ich aufgrund der Gespräche sagen kann, ist: In Damaskus gab es nie Grossdemonstrationen gegen das Regime wie in Kairo. Trotzdem wurden die Demonstranten schnell mit Waffen ausgerüstet – Saudi-Arabien und der Iran haben nur auf diese Gelegenheit gewartet. Eine Revolution muss vom eigenen Volk ausgehen.

Nun hat dennoch der Bürgerkrieg das Land erfasst. Was muss passieren, damit wieder Frieden einkehrt?

Die Lage ist momentan ziemlich hoffnungslos. Die Opposition ist total zersplittert. Assad sitzt heute sicherer im Amt als je zu-

vor. Von aussen ist diesem Moloch kaum beizukommen.

Sie gelten als entschiedener Gegner jedweder Intervention des Westens.

Richtig, denn was käme danach? De Gaulle hat einmal gesagt, wie man ein Land regieren solle, in dem es mehr als 400 Käsesorten gibt. Ich frage, wie soll man ein Volk regieren, das in achtzehn Konfessionen aufgespalten ist? Ein demokratischer Reifeprozess ist eine innergesellschaftliche Sache. Es ist doch bemerkenswert, dass ausgerechnet jene Länder, die die Region früher kolonialisiert haben, diese heute befreien sollen.

Demnach war in Ihren Augen auch das Eingreifen der Nato im libyschen Bürgerkrieg ein Fehler?

Schauen Sie sich das Land heute an: Es ist zerrüttet, und Menschenrechte gibt es nach wie vor nicht. Was hat die Einmischung gebracht? Man kann Systeme wie Demokratie und Rechtsstaat nicht einfach exportieren. Dafür hätte man Gaddafi vor ein ordentliches Gericht stellen und ihn verurteilen müssen. Das wäre ein echtes Fanal gewesen. Stattdessen haben ihn die Rebellen, auch mit der Hilfe des Westens, abgeschlachtet wie einen Hund. Eine Katastrophe für unsere Zivilisation. Ich sage: Wenn der Westen ein ehrliches Interesse daran hätte, arabische Länder zu befreien, dann sollte er in Palästina anfangen, wo die Menschen seit Jahrzehnten unterdrückt werden. Wenn in Deutschland aber ein Nobelpreisträger wie Günter Grass sein Wort erhebt und darauf hinweist, wird er sofort als Antisemit angeklagt. Was für eine Schande!

Bleiben wir bei der Macht der Worte. Blickt man auf die reichen Ressourcen der arabischen Kunst und Literatur, so ist daraus zumindest in den letzten zehn bis zwanzig Jahren vergleichsweise wenig Neues entstanden. Woran liegt das?

Mein Gefühl ist, dass der 11. September 2001 das Verlangen nach Lyrik gesteigert hat. Zugleich hat dieses Datum aber auch den Fokus verengt. Die meisten Gedichte und Romane beschäftigen sich seither mit Kriegen.

Ihr Anfang der siebziger Jahre erschienener Gedichtband «Ein Grab für New York» gilt als Vorahnung der Terroranschläge auf das World Trade Center. Eigentlich liest sich das Werk aber eher wie eine Untergangsvision für die westliche Metropole.

Exakt. Da widerspreche ich nicht.

Was gefährdet die westliche Kultur also am meisten?

Die Tatsache, dass das Wort ausstirbt und von Materiellem nicht ersetzt werden kann. In den USA und auch in Europa werden immer höhere Türme gebaut, aber die Macht der Sprache und der Kultur kommt zum Erliegen. Diese Untergangsvision strahlt viel stärker auf den Orient ab. Dort ist man seit

Jahrzehnten dem Irrglauben verfallen, die Moderne mit dem westlichen Fortschritt gleichzusetzen. Man importiert wie verrückt die Technik; gesellschaftliche Errungenschaften wie die Selbstbestimmung der Frau aber finden keine Beachtung.

Sie sind in Syrien in einer fast archaischen Umgebung aufgewachsen, in der es keine technische Infrastruktur gegeben hat.

Kein Strom, keine Strassen. In unserem Bergdorf gab es einen Baum, unter dem wir Schüler unterrichtet wurden – das war alles. Technologisch gesehen war es ein Leben wie vor tausend Jahren. Aber wir hatten Schriften, die wir studieren konnten. Mein Vater war ein sufistischer Imam. Ich las mit sechzehn Baudelaire.

Und waren der Moderne damit näher als mancher Scheich in Saudi-Arabien, der seiner Frau verbietet, Auto zu fahren?

Ganz ohne Frage! Es ist ein Mythos, dass moderne Kultur auf technischer Zivilisation gründet. Beides kann vollkommen unabhängig voneinander existieren. Wenn die Araber weiterhin nur den technischen Fortschritt importieren, ihre Kultur aber nicht weiterentwickeln, droht dieser eines Tages das Erlöschen. So erging es schon den Sumerern, Pharaonen und Griechen.

Sie haben Ihre Poesie immer wieder der Gegenüberstellung von orientalischen und okzidental Philosophien gewidmet. Wie passt die Weltanschauung Nietzsches, der sagte, Gott sei tot, mit der Lebenswirklichkeit in den islamischen Gesellschaften zusammen?

Nietzsche hat die Rolle des Menschen ausserhalb der Metaphysik untersucht, und er war voller Spott für den traditionellen Glauben. Er sagte: «Entweder ihr schafft eure Verehrungen ab – oder euch selbst!» Dennoch war Nietzsche für viele Araber

immer interessanter als Platon oder Kant. Es liegt daran, dass sich wesentlich mehr Dichter auf ihn berufen und sein radikales Denken als Mittel gegen die Unterentwicklung der islamischen Welt erkannt haben.

Auch der Rückgriff auf arabische Dichter vergangener Jahrhunderte nimmt in Ihrem Werk eine wichtige Stelle ein. Welche Qualität hat die alte Lyrik für die Gegenwart?

Die Dichter zwischen dem 9. und 12. Jahrhundert waren in vielerlei Hinsicht liberaler, als manche Dichter es heute sind. Es lag daran, dass sie in der Mehrzahl Sufisten waren und sich stärker der arabischen Mystik zuwandten. Sie suchten die Wahrheit nicht in den Sätzen, sondern dazwischen,

«In Syrien gab es nie eine Revolution wie in Ägypten. Es ist ein Komplott von aussen.»

was unendliche Interpretationen zulies – also eine metaphorische Qualität, die durch die heutige Texttreue ausgeschlossen wird.

Auch in Bezug auf den Koran?

Unbedingt! Die Sufisten haben das Verhältnis der Menschen zu Gott als dynamisch und wandelbar aufgefasst. Was wir heute in der arabischen Welt erleben – dass das gesprochene Wort als Verbrechen gilt –, hat es im Laufe der Geschichte nie gegeben. Es mag seltsam klingen, aber die Dichter von damals hatten häufig ein freiheitlicheres, moderneres Weltbild.

Wird heute der Einfluss der Poesie durch die Religion beschnitten oder durch die Dichter selbst?

Beides. Heute sind vor allem Traditionalisten am Werk, die es als ihre einzige Aufgabe sehen, die Überlieferung des Islam für die Zukunft zu bewahren. Literatur und Poesie

sollten eigentlich permanent Fragen stellen, die Traditionalisten aber geben nur Antworten – seit Jahrhunderten dieselben.

So kommen die Antworten der Religion schon, bevor Fragen gestellt wurden.

Mit der Wissenschaft ist es ähnlich. Wer auf Religion vertraut, der braucht natürlich keine Wissenschaft. Aber so kommt man nicht weiter, so ist keinerlei Fortschritt möglich. Dies ist der Grund, weshalb sich die arabischen Gesellschaften seit Jahrhunderten nur im Kreis drehen und dem Mittelalter heute immer noch näher sind als der Moderne.

Was sollte der Westen von der arabischen Dichtkunst lernen?

Die westliche Lyrik scheint heute mit der Dichtung keinen höheren Anspruch mehr zu verbinden. Das Streben danach, die Grenzen des Weltlichen zu überschreiten, und auch die Poesie der Sprachbilder fehlen mir hierzulande. Das wird immer eine grosse Stärke der Araber sein. Leider fehlt heute in Europa ein Bewusstsein dafür, dass kultureller Austausch keine Einbahnstrasse, sondern eine Wechselwirkung bedeutet.

Dabei schrieb schon Goethe: «Orient und Okzident sind nicht mehr zu trennen.»

Ein Jammer ist diese Ignoranz, weil dem Westen hierdurch so vieles entgeht!

Sie wandeln eigentlich schon ihr ganzes Leben zwischen diesen beiden Kulturkreisen. Sie sind in Syrien geboren, haben die libanesische Staatsbürgerschaft angenommen und leben schon seit langer Zeit in Frankreich. Fühlen Sie sich nicht heimatlos?

Nein, im Gegenteil: Bei Homer war der umherirrende und ewig fahrende Odysseus für mich schon immer ein Zeichen der Befreiung.

Adonis: Der Wald der Liebe in uns. Jung und Jung, 150 S., Fr. 35.90



«Schweiz am Sonntag» bringt Lesevergnügen auf Ihren iPad. Mit der iPad-App sind Sie auch unterwegs informiert über nationale und internationale Themen, Menschen und Meinungen aus Politik, Wirtschaft, Sport, Kultur und Gesellschaft.







Ist sie das nächste Supermodel? Die Maori Rauwhiri Winitana Paki.

Stil & Kultur

Letzte Menschen

Von *Daniele Muscionico*

Nur Stämme werden überleben! Es war die Kampparole der letzten Zürcher Jugendbewegung. Sie propagierte die Gemeinschaft moderner Stammeskulturen als Modell für eine zukunftsfähige Lebensweise. Doch Romantik ist auf unserem Planeten ein Luxusgezücht.

Schon das Menetekel der Stadtwilden war ein Zitat. Es entsprach der Prophezeiung des

Indianerführers und Juristen Vine Deloria Jr aus dem Stamm der Lakota. «Nur Stämme werden überleben», war sein Vorschlag für eine Radikalkur des wildgewordenen Westens.

Jetzt hat sich ein Fotograf aufgemacht, die letzten Stämme dieser Welt zu besuchen. Indigene Völker von Afrika bis zu den Vanuatu-Inseln. Und nicht nur besuchen wollte er sie, um sich in ihr Leben und Denken zu versenken. Stille Einkehr wäre zu wenig – zu wenig für den britischen Werbefotografen und Kampagnenführer internationaler Konzerne, für Jimmy Nelson.

Der schulterte seine alte Grossformatkamera, bereiste 31 Stämme und fotografier-

te sie. Und zwar mit der Ambition, ihnen ein Denkmal zu setzen. Diese Ehrenmaler nun liegen versammelt als Buch vor, das Nelsons Statement im Titel führt, «Before They Pass Away». Respekt.

Es ist ein *coffee-table book*, es ist ein visuelles Schwergewicht. Dieser Bildband ist fraglos einer der ästhetischsten und damit kontrolliertesten des Bücherjahres 2013. Denn Nelsons Stil ist exakt jener der Hochglanzmagazine und des Cinemascope. Die Maori-Frau Rauwhiri Winitana Paki aus Neuseeland zum Beispiel, sie besitzt in Nelsons Inszenierung den Sexappeal, als westliches Supermodel durchzugehen. Reinheit wird da behauptet, Ehre propagiert, Stolz suggeriert.

Stämme und ihre Vertreter als letzte Bastionen unverfälschter Natürlichkeit.

Natürlich ist das ansprechend. Nelsons Manifest ist so betörend, dass es das perfekte Weihnachtsgeschenk ist für Menschen mit perfekt schlechtem Gewissen. Doch etwas stört an dieser romantischen Geschichte, an dieser guten Tat. Ist es die Tatsache, dass das Fremde nicht fremd sein darf? Dass das andere nicht anders sein soll, sondern so, wie wir es heimlich gerne wären?

Die Maori Rauwhiri Winitana Paki aus Neuseeland. Ist sie das nächste Supermodel?

Jimmy Nelson: Before They Pass Away. teNeues-Verlag. 408 S., Fr. 179.–

Bestseller

Belletristik

- 1 (1) **Jonas Jonasson**: Die Analphabetin, die rechnen konnte (*Carl's Books*)
- 2 (2) **Robert Galbraith**: Der Ruf des Kuckucks (*Blanvalet*)
- 3 (3) **Khaled Hosseini**: Traumsammler (*S. Fischer*)
- 4 (5) **Blanca Imboden**: Drei Frauen im Schnee (*Wörterseh*)
- 5 (4) **Henning Mankell**: Mord im Herbst (*Zsolnay*)
- 6 (7) **Nicholas Sparks**: Kein Ort ohne dich (*Heyne*)
- 7 (6) **Jo Nesbø**: Koma (*Ullstein*)
- 8 (-) **Alice Munro**: Liebes Leben (*S. Fischer*)
- 9 (-) **Joël Dicker**: Die Wahrheit über den Fall Harry Quebert (*Piper*)
- 10 (-) **Sandra Brown**: Böses Herz (*Blanvalet*)

Sachbücher

- 1 (1) **Michelle Halbheer**: Platzspitzbaby (*Wörterseh*)
- 2 (2) **Guinness World Records**: 2014 (*Bibliographisches Institut*)
- 3 (-) **Rhonda Byrne**: Hero (*Drömer/Knaur*)
- 4 (4) **Christiane V. Felscherinow, Sonja Vukovic**: Christiane F. ... (*Levante*)
- 5 (3) **Verena Wermuth**: Wiedersehen mit Scheich Khalid (*Weltbild*)
- 6 (7) **Malala Yousafzai, Christina Lamb**: Ich bin Malala (*Drömer/Knaur*)
- 7 (6) **Guido Maria Kretschmer**: Anziehungskraft (*Edel*)
- 8 (-) **Annemarie Wildesen**: Mein Küchenjahr (*AT*)
- 9 (5) **Peter Bieri**: Eine Art zu leben – Über die Vielfalt menschlicher Würde (*Hanser*)
- 10 (-) **Jamie Oliver**: Jamies 15-Minuten-Küche (*Dorling Kindersley*)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband SBVV/Mediacontrol

Apropos: «Fidelio»

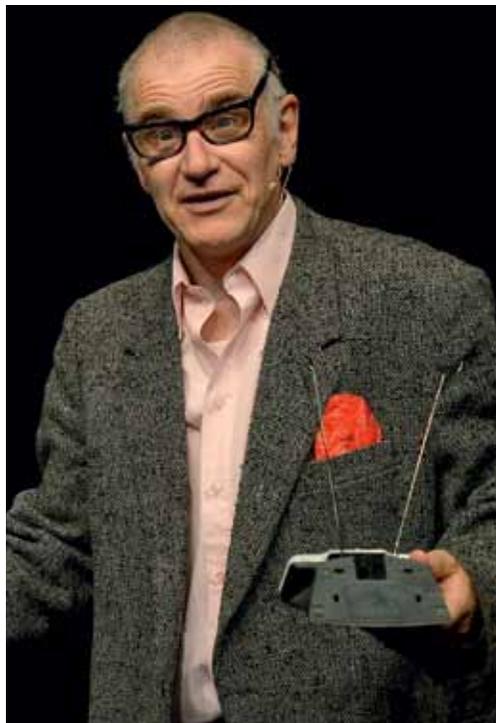
Schauplatz Opernhaus Zürich, vergangenen Sonntag. Auf dem Programm steht die Premiere der Beethoven-Oper «Fidelio» mit Anja Kampe in der titelgebenden Hosenrolle (sie heisst eigentlich Leonore und verkleidet sich als Mann, um ihren Geliebten aus dem Gefängnis zu befreien). Regie führt der neue Hausherr Andreas Homoki. Dieser setzt auf maximale Kargheit und Reduktion, die Bühne ist grau und sonst nichts. Es gibt keine Requisiten ausser den Kleidern, welche die Chormitglieder zwischendurch aus- und wieder anziehen. Der schlichte Bauhausstil ist Barock dagegen. Kann es sein, dass sich der Neue mit dieser «Flucht in die Abstraktion» (NZZ) auch gegenüber seinem Vorgänger Alexander Pereira abgrenzt, der mit seinem wienerisch ausladenden Lebensstil imponierte? (*gut*)

Kabarett

Gott ist ein Bewegungsmelder

Joachim Rittmeyers neuestes Programm, «Zwischensaft», ist notwendiger denn je: Es ist eine Sternstunde des Zweckfreien.

Von *Daniele Muscionico*



Wieso im Uhrzeigersinn? Kleinkünstler Rittmeyer.

Wo ist es, das Artenschutzprogramm für Künstler? Denn hier ist einer, der ganz oben auf die Liste gehört. Es ist einer wie keiner, denn keiner arbeitet seit Jahren so erfolgreich seiner Abschaffung entgegen, indem er sich Moden verweigert: Joachim Rittmeyer. Er gehört zur Spezies der sogenannten Kleinkünstler, die sich dem ökonomischen Verwertungszusammenhang, den Unterhaltungsgrossisten und -konformisten und dem Concours der Superlative verwehren und den Widerstand des Individuums beschwören. Schlicht und ergreifend: Joachim Rittmeyer ist die Fortsetzung von Dada in einem anderen Jahrhundert und mit anderen Mitteln.

Der Bauer als Lebensphilosoph

Diese Mittel sind in seinem 19. Programm, «Zwischensaft», besonders fein geschliffen und doppelklingig geschärft. Es ist die Parodie und die Poesie, es sind seine Bauernverse mit Kultstatus, mit sentimentalischen Ober- und perfiden Zwischentönen. Denn hier ist der «Bauer» nicht als Landschaftspfleger oder Facility-Manager seiner Hornviecher gemeint, sondern als Lebensphilosoph.

«Zwischensaft» ist, wie immer bei diesem Künstler, der auf der Bühne die Multiplikation ausstorbender Mittelland-Helvetier betreibt, ein Mehrpersonen-Solo über den «unfassba-

ren Alltag». Und wenn Rittmeyer «Alltag» sagt, meint er das Leben. Doch gewiss passt «Alltag» besser zu ihm, der immer die Verkleinerung betreibt, um im Nebensächlichen das grosse Ganze zu beschreiben. In Rittmeyers Bühnenwelt lebt das Faktotum, der Kauz, der Eigenbrötler, das Original, der Sonderling und Sonderfall, der in seinem Anderssein der Pflicht, erfolgreich zu sein, die kalte Schulter zeigt. Dabei geht es seinen Figuren um nicht weniger oder um nicht mehr, als in gedanklichen oder sogar in handfesten Experimenten aus dem alltäglichen Unsinn Sinn zu keltern.

Dafür baut sein Theo Metzler, Präsident des «Interessenkreises für Sondierbohrungen im Alltag», einen Bewegungsmelder. Es könnte ja, weiss Gott, Gott drinnen hocken! Gott als Grosser Bewegungsmelder, der es Licht werden liess, als erstmals Leben zappelte. Und der auf existenzielle Fragen die Antwort wusste: Wieso bauen Störche ihr Nest weltweit im Uhrzeigersinn? Wieso rollen Schrauben, wenn sie uns aus der Hand fallen, mehrheitlich unter Möbel? Ist eine leere Batterie leichter als eine volle? Zufälle, die sich selbst übertreffen?

In «Zwischensaft» begegnen wir also dem bekannten Theo Metzler in der Mission, metaphysische Fragen in physischen Versuchsanordnungen nachzubauen und zu verstehen. Sein erster Auftritt ist zugleich die Ankündigung seines Rücktritts als Präsident. Auch der Mann im Tarnpullover, grau und gedankenzerfurcht, ist wieder da, Hanspeter Brauchle, der Effizienzverweigerer, Satzabbrecher, das personifizierte Lebensfragezeichen mit der offenen Seele und waidwundem Blick. Jovan Nabo ist anwesend, der ewige Slave mit Migrationshintergrund, Hang zur Mittelwelle und zu heimatlichen Liedern – und, zum ersten Mal mit auf der Bühne: ein gewisser «Paddy».

Paddy ist Rittmeyers jüngste Figur, eine mit seinem iPod dauerverkabelte Type mit Berner Slang und Expat-Biografie. Es braucht Mut, als Sechzigjähriger einen Zwanzigjährigen zu spielen, Rittmeyer pokert hoch und gewinnt! Sein Paddy, lebenswürdig gezeichnet, ist so glaubwürdig, dass man gerne dabei zusieht, wie er in Metzlers Interessenkreis Mitglied werden will. Das ist das einzig Beruhigende in einem Programm, das in seinem Eigensinn ein Appell gegen das Leben als grosser Kumuluspunkt ist – ein Aufruf auf verlorenem Posten.

Zwischensaft: Theater am Hechtplatz, Zürich. Bis 22. Dezember. Anschliessend Schweizer Tournee

Er hatte Klasse und Geduld

Von der New Yorker Reporterlegende Joseph Mitchell erscheinen zum ersten Mal frühe Texte auf Deutsch. Von Hans-Peter Kunisch

Als Sohn eines wohlhabenden Baumwoll- und Tabakhändlers aus North Carolina war Joseph Mitchell ein Landei, als er im Herbst 1929 im Alter von 21 Jahren in New York eintraf. Bald wurde er Nachtreporter für die *International Herald Tribune*. Ein Kulturschock: «Ich hatte noch nie in einer Stadt mit mehr als 2699 Einwohnern gelebt.» New York war vom Börsenkrach erschüttert, und Mitchell begann ausgerechnet als Reporter in Brooklyn und Harlem. Ein schwarzer Police-Detective nahm ihn auf eine *rent*-Party mit. Das hiess: Die Leute sollten Geld dalassen, weil der Mieter die Miete nicht zahlen konnte. Es funktionierte, so wurden aus Wohnungen Bars, deren Betreiber in der dauernden Angst vor Entdeckung lebten. Als Mitchell mit dem Detective den Raum betritt, fällt zur Begrüssung ein Schuss, und die Revolverkugel bleibt im Türrahmen stecken.

Eine Qualität Mitchells ist seine Geduld. Die berühmte Burlesque-Tänzerin Sally Rand, die den Fächertanz in Mode brachte, weil ihr eigener Tanz 1930 verboten worden war, sieht er immer wieder, gewinnt ihr Vertrauen, sie taucht in immer neuen Geschichten auf. Der Fächertanz führt ihn zum Fächerfabrikanten Larry Sittenberg, der Straussenfedern aus Kapstadt importiert. Milieukennntnis beschert Mitchell auch skurrile Entdeckungen wie etwa die der ehrbaren neunzehnjährigen Miss Marsh, die der üblen Striptease-Mode ein Ende bereiten will, indem sie nackt beginnt und die Zuschauer beim Ankleiden zusehen lässt.

Dreissig Jahre lang erscheint keine Zeile

Doch Mitchells frühe Reportagen, die jetzt zum ersten Mal auf Deutsch erscheinen, bleiben nicht bei Skandalisierbarem. Genauso direkt widmet er sich graueren Zusammenhängen. Er porträtiert einen Kontrolleur der Verwertungsgesellschaft ASCAP, die überprüft, welche Bar welche Songs spielt. Schon den Namen des Barbesitzers herauszufinden, an den die Zahlungsaufforderung gehen muss, erfordert Geschick. Die Bar-Angestellten sind schweigsam und aggressiv.

Mitchells Klasse zeigt sich aber auch weitab seiner Bars. In «Salzwasserfarmer» geht es um die Austernfischer auf Long Island. Das Buch weist schon auf Mitchells spätere, ausführliche Hafenreportagen hin, erzählt detailliert, aber immer auch anschaulich und übersichtlich, von Austernkapitänen, Austerndieben und Austernknackern, die über Wochen nichts anderes tun, als vor Tonnen von Austern zu stehen und die Tiere zu öffnen.



Geradlinig und direkt: Autor Mitchell.

1938 fasst Mitchell beim berühmten *New Yorker* Fuss und bleibt dort bis zu seinem Tod 1996. Seine Reportagen ähneln zunehmend Erzählungen. Manchmal meldet er sich über Monate nicht. Er recherchiert. Bis er 1964, nach «Joe Gould's Secret», der berühmten Reportage über einen Obdachlosen aus reicher Familie, der seit dreissig Jahren durch New York streifte und angeblich an einer «Oral History of Civilization» arbeitete, ganz verstummt. Mitchell hatte 1942 zum ersten Mal über Gould berichtet. 1964 lüftet er das Geheimnis, dass es Goulds «Oral History», die 1934 schon sieben Millionen Wörter umfasst haben soll, gar nie gab.

Dreissig Jahre lang geht Mitchell danach täglich in sein Büro im *New Yorker*, streift weiter durch die Stadt, aber keine Zeile von ihm erscheint. Er wird zur Reporter-Legende. Fast ist es, als habe er Goulds Schicksal übernommen. Erst diesen Februar hat der *New Yorker* überraschend «Street Life», den Anfang eines Erinnerungsbuchs veröffentlicht, das Mitchell in den späten Sechzigern begann. «Becoming Part of the City», ist der Untertitel. Mitchell erzählt, wie er Teil der Stadt wurde und auf einmal traurig konstatierte, wie sich das Gefühl für sie wieder verlor.

Joseph Mitchell: New York Reporter. Aus der grössten Stadt der Welt. Aus dem Amerikanischen von Sven Koch und Andrea Stumpf. Diaphanes. 341 S., Fr. 33.90

Der Skandal des Wohlklangs

Von Peter Ruedi

Die Titel lassen es schon erahnen. «His Smile», «When We Last Met», «Too Many Moons Ago», «The Moon Under Water» et cetera, alles Kompositionen von Thierry Lang. Sie würden uns auf einem Sampler von Sinatras «Capitol»-Aufnahmen aus den fünfziger Jahren wenig überraschen. Der Titelsong heisst «Night Wind», und auch das klingt wie Nat King Cole with Strings (oder, eine Etage höher, «Eine Nacht auf dem kahlen Berge»). Tatsächlich hat der aus Romont im Kanton Freiburg gebürtige Pianist unlängst mit dicker Palette ein ambitioniertes Panorama gemalt, mit Kammerorchester, Chor, dem Sänger David Linx und seinen regelmässigen Partnern Matthieu Michel und Heiri Känzig.

Gegen dieses «Colors of Time» genannte Monumentalfresko ist «Night Wind» ein schlankes Stück Kammerjazz, mit Michel am besetzten Flügelhorn, einem entgegen seinem Naturell geradezu romantisch balladesken Glenn Ferris an der Posaune, Lang am Piano, Känzig am Bass und dem Berner Drummer Kevin Chesham. Lang verleugnet nicht seine Vorliebe für den Dreiviertel- (respektive Sechsahtel-)Takt, für Pastelltöne, für ans Herz greifende Melodien, und nach den ersten Takten ist klar: Das ist die Musik, welche die Panzerknacker- und Sodomaso-Fraktionen der zeitgenössischen Impro-Szene in den Aufschrei «Wohlfühl-Jazz» ausbrechen lässt. Stimmt ja. Das ist Musik, bei der wir uns wohl fühlen, die uns nicht am Nerv bohrt und von einem ins andere Extrem beutelt, sondern zu ein paar schönen Liedern ohne Worte einlädt. Und dazwischen Raum für behutsame, austarierte, im besten Wortsinn «klassische» Soli lässt. Das bereitet mitunter grösseres Vergnügen, als die Jazzpolizei erlaubt.

So what? Wenn wir uns fragen, was den Jazz von den anderen (zu) ernsthaften Musiken unterscheidet, würde ich meinen: unter anderem ein entspanntes Verhältnis zur Trivialität. Dass er sich immer alle Extravaganzen, Ausbrüche, Unbotmässigkeiten und Provokationen herausnimmt, aber auch die Freiheit zum grössten Skandal, dem Wohlklang. Von dem erreicht uns aus dieser verklärten Nacht jede Menge.



Thierry Lang Quintet
(Glenn Ferris, Matthieu Michel, Heiri Känzig, Kevin Chesham):
Night Wind.
Universal 375 967-2

Top 10

Knorr's Liste

1	Blue Jasmine	★★★★★
	Regie: Woody Allen	
2	Captain Phillips	★★★★★
	Regie: Paul Greengrass	
3	The Lunchbox	★★★★★
	Regie: Ritesh Batra	
4	Inside Llewyn Davis	★★★★☆
	Regie: Ethan und Joel Coen	
5	The Hunger Games: Catching...	★★★★☆
	Regie: Francis Lawrence	
6	Die Eiskönigin	★★★★☆
	Regie: Chris Buck, Jennifer Lee	
7	Master of the Universe	★★★★☆
	Regie: Mark Bauders	
8	La Vénus à la fourrure	★★★★☆
	Regie: Roman Polanski	
9	Carrie	★★★☆☆
	Regie: Kimberly Peirce	
10	Fack Ju Göhte	★★★☆☆
	Regie: Bora Dagtekin	

Kinozuschauer

1 (-)	Frozen	29 694
	Regie: Chris Buck / Jennifer Lee	
2 (1)	The Hunger Games: Catching Fire	29 264
	Regie: Francis Lawrence	
3 (3)	Fack Ju Göhte	13 614
	Regie: Bora Dagtekin	
4 (5)	Blue Jasmine	7 606
	Regie: Woody Allen	
5 (-)	The Counselor	7 141
	Regie: Ridley Scott	
6 (-)	Inside Llewyn Davis	6 992
	Regie: Ethan und Joel Coen	
7 (6)	Escape Plan	3 596
	Regie: Mikael Häfström	
8 (-)	Carrie	3 463
	Regie: Kimberly Peirce	
9 (-)	Delivery Man	3 039
	Regie: Ken Scott	
10 (7)	Last Vegas	2 602
	Regie: Jon Turteltaub	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (1)	Lone Ranger (Disney)
2 (2)	Pacific Rim (Warner)
3 (-)	Percy Jackson: Sea of Monsters (Fox)
4 (5)	Ich – Einfach unverbesserlich 2 (Universal)
5 (3)	Wolverine: Weg des Kriegers (Fox)
6 (4)	Kindsköpfe 2 (Sony)
7 (-)	Now You See Me (Ascot Elite)
8 (6)	World War Z (Rainbow)
9 (8)	How I Met Your Mother (Fox)
10 (9)	Der Hobbit (Warner)

Quelle: Media Control



Kräfte der Natur: Robert Redford in «All Is Lost».

Kino

Der alte Mann und das Meer

Der 77-jährige Robert Redford im Clinch mit der Natur: In «All Is Lost» kämpft er auf hoher See allein ums Überleben. Von Wolfram Knorr

Es kreischt, es schleift, dann gurgelt Wasser ins Boot. Die alarmierenden Geräusche reissen ihn aus dem Schlaf; auf Deck sieht er die Bescherung: Die scharfe, stählerne Ecke eines Containers, der auf glatter See im Indischen Ozean treibt, hat sich in seiner Segeljacht verkeilt, eine Seite des Boots aufgerissen. Der Segler (Robert Redford) sieht sich das unaufgeregt und gelassen an und macht sich daran, seine fragile Jacht vom Container zu lösen, das Leck zu flicken, das Wasser aus dem Inneren zu pumpen. Selbst als Funk- und Navigationsgeräte wegen des eingedrungenen Wassers unbrauchbar geworden sind, behält der Skipper die Ruhe.

Das ist ganz schön mutig: Bis auf die Exposition mit einem knappen Voice-over-Kommentar fällt in «All Is Lost» kein Sterbenswort. Es gibt nicht einmal eine «richtige» Handlung, nur eine Person, einen erfahrenen Segler, die mit handwerklicher Sachlichkeit seine existenzbedrohende Situation zu meistern versucht. Der Zuschauer wird von dem Skipper, der der sukzessiv sich verschlechternden Lage der Jacht entgegenzuarbeiten versucht, komplett in Bann gezogen. Ob er mit Gaze- und Kleister das Leck zupappt, einen alten Quadranten hervorkramt, Navigations-schriften studiert, das Segel vom Mast holt, Kondenswasser destilliert, sich gegen einen

heranziehenden Sturm wappnet – nur die Handgriffe und Reparaturen, die Arbeit, ein Schiff auf Kurs zu halten, steht ohne cineastische Fisimatenten im Mittelpunkt. Keine Metaphorik wie in konventionellen Survival-Dramen à la «Cast Away» trübt den pragmatischen Prozess; keine Selbstgespräche, keine sichtbaren Emotionen. Der namenlose Skipper bleibt ohne Hintergrund. Es geht nur um seinen Willen, mit Hand-Werk den Kräften der Natur zu trotzen.

Meisterlich stoische Präsenz

Fast wie im Nouveau Roman betont Regisseur J. C. Chandor radikal das Trennende zwischen Mensch und Dingen. «Die Welt um uns herum», heisst es in Alain Robbe-Grillet's Nouveau Roman «Die Niederlage von Reichenfels», «wird wieder eine glatte Oberfläche ohne Bedeutung, ohne Seele, ohne Werte, der wir nie mehr beikommen können.» Redford macht diesen Befund mit seiner meisterlich stoischen Präsenz nachempfindbar. Exakt daraus bezieht die minimalistische Odyssee ihre enorme Magie.

Bereits im Debüt «Margin Call» (2011) über die Finanzkrise betonte J. C. Chandor den Konflikt mit der Dingwelt der Märkte, die die Menschen mit Gier und Macht zu beherrschen versuchen. «All Is Lost» ist die radikale Reduk-

tion aufs Individuum, das die Natur mit Hilfe seiner technischen Cleverness im Griff zu haben glaubt. Zum grossen Teil wurde in den mexikanischen Baja Studios gedreht, in denen einst «Titanic» entstand. Robert Redford liefert als der «alte Mann und das Meer» eine seiner besten Rollen. «All Is Lost» kostete, für Hollywood-Verhältnisse, nur sage und schreibe neun Millionen Dollar. ★★★★★

Weitere Premieren

The Hobbit: The Desolation of Smaug — Tolkien und kein Ende. Nach dem «Lord of the Ring»-Zyklus der «Hobbit»-Dreiteiler um den grossfüssigen Bilbo Beutlin und seine Zwergentruppe, die im zweiten Teil den Berg Erebor zurückhaben möchten. Dort herrscht der Drache Smaug. Der wälzt sich in einem Goldtalerberg wie Dagobert Duck in seinem Fantastillionentresor. Auf dem Weg dorthin müssen sich die Zwerge, die arg an obelxische Gartenzwerge erinnern, gegen Riesenspinnen, Orks und anderes wehren und durch Labyrinth kämpfen, die an Giovanni Piranesis monumentale Architekturphantasien («Carceri») angelehnt sind. Die Dekos sind das Beste. Der deutsche Titel «Smaugs Einöde» trifft die Handlung ziemlich gut: A bissel öde ist das schon, da kann auch die 3-D-Brille nix ändern. Der zweite Teil endet mit einem formidablen Cliffhanger. Im Grunde nur etwas für Hardcore-Tolkien-Fans. ★★★★★



Für Hardcore-Tolkien-Fans: «The Hobbit».

Fragen Sie Knorr

Danny Trejo hat ausser seiner Hässlichkeit keine schauspielerischen Qualitäten, bekommt aber zunehmend Hauptrollen wie in den «Machete»-Filmen. Wie sehen Sie diese seltsame Entwicklung? B. C., Zürich

Die mangelnden mimischen Qualitäten teilt er mit solchen, die man «schön» zu nennen pflegt. Das ist kein Kriterium. Mit den «Machete»-Filmen meinen Sie jene ironischen Grindhouse-Movies von Robert Rodriguez. Trejo, dieser Graulichgauler mit dem verwelkten



Launisches Abenteuer: «La jaula de oro».

La jaula de oro — Drei Teenager aus Guatemala City träumen von den USA und begeben sich auf den halsbrecherischen Trip ins gelobte Land. Unterwegs schliesst sich ihnen ein Tzotzil-Indianer an, der die ohnehin gefährlichen Situationen, mit denen die Jugendlichen konfrontiert werden, mit zusätzlichen Beziehungskonflikten belastet. Der Spielfilmerstling des Spaniers Diego Quemada-Díez, der bei Ken Loach («Land and Freedom») lernte, griff ein Thema auf, das schon vor einigen Jahren Cary Fukunaga mit «Sin nombre» behandelte. Díez' Version, von Loach stark geprägt, ist grossartig fotografiert und ausgezeichnet besetzt, doch fehlt jeglicher soziale Hintergrund, der die gefährliche Reise der Kids motiviert. So wirkt die Flucht zeitweise wieder als launische Abenteuererlebnishungeriger Teenager. ★★★★★

Les garçon et Guillaume, à table! — Die Verwirrung um seine sexuelle Identität pflanzte ihm seine Mama ins Gemüt, weil sie von frühester Kindheit an immer rief: «Jungs und Guillaume, zu Tisch!» Wieso und? Guillaume wird von der eigenen Mama und seinen Brüdern für schwul gehalten, als solcher in der Familie auch akzeptiert – aber Guillaume empfindet gar nicht so. Die französische Komödie von Guillaume Gallienne, autobiografisch geprägt, ist von beschwingtem ironischem Charme und war zu Recht in Frankreich ein Hit. ★★★★★

Schrumpelkopf, der aussieht, als habe er zu lange in einem Kartoffelkeller vor sich hingedorrt, ist nichts Neues. Das Kino lebte im Genre der Exploitation-Filme schon immer von hässlichen Visagen; etwa der Krachschädel Rondo Hatton («The Brute Man», 1946) oder der holztrockene Reggie Nalder, den Hitchcock als Attentäter in «The Man Who Knew Too Much (1956) einsetzte. Schauspieler-Qualitäten spielen keine Rolle, nur die Optik. Einige machen Karriere; siehe Charles Bronson.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Fernseh-Kritik

Grübeln am Bildschirm

Von Rico Bandle

Eine Stunde kann sich ewig lang erstrecken. Das weiss jeder, der sich etwa an der Universität durch geisteswissenschaftliche Vorlesungen gequält hat, wachgehalten nur durch eine Überdosis Koffein. Dem Schweizer Fernsehen ist es zu verdanken, dass auch all jene Menschen, die nie die Universität besuchen durften, dieses Gefühl erleben können: In der Diskussionsendung «Sternstunde Philosophie»

In der letzten Ausgabe sprach Moderator Norbert Bischofberger mit zwei Gästen über das Thema «Gelassenheit». Gleich zu Beginn geht Bischofberger der Angelegenheit auf den Grund: «Was heisst Gelassenheit, Herr Strässle?» – «Eine schwierige Frage», antwortet der Literaturwissenschaftler Thomas Strässle. «Bei vielen Begriffen kann man ja nicht genau sagen, wo sie herkommen. Bei der «Gelassenheit» ist das relativ eindeutig. (...) In die Welt gesetzt hat ihn Meister Eckhart, ein Mystiker um 1300, der dieses Wort immer und immer wieder in seinen Predigten und Traktaten behandelt.»

Irgendwie müssen nun fünfzig Minuten gefüllt werden. Strässle weist auf Philosophen hin, die sich mit der Gelassenheit beschäftigt haben; der andere Gast, die Publizistin Nina Pauer, konzentriert sich eher auf das Phänomen in der heutigen Zeit. Das Thema ist dermassen offen, dass selbst der Moderator zuweilen Schwierigkeiten hat, die Wortmeldungen auf einen Punkt zu bringen: «Wir haben über Nietzsche und Schopenhauer gesprochen, wenn ich es richtig in Erinnerung habe, gelten beide nicht gerade als lebensgewandt; beide hatten auch mit den Frauen so ihre Probleme, Beziehungen waren schwierig. Dann kommt Meister Eckhart, da komme ich schon etwas ins Grübeln, dass gerade bei diesen Figuren die «Gelassenheit» auftaucht.»

Schlecht für die Sendungsmacher: Anders als im Hörsaal kann man am Fernsehen das Programm per Knopfdruck wechseln. Und fast alle jungen Zuschauer machen von dieser Möglichkeit Gebrauch: Von den 28000 Zuschauern vom letzten Sonntag waren nur 2000 jünger als sechzig Jahre alt.

Sternstunde Philosophie: Sonntag, 11 Uhr, SRF 1.

Flirrende Drinks und Optimismus

Grosse Eröffnung von Samih Sawiris' Luxushotel «The Chedi» in Andermatt. Von Hildegard Schwaninger



Wagemut und Durchhaltewillen: Unternehmer Sawiris in Andermatt.

Wenn dieser Abend Andermatt nicht in neue Dimensionen katapultiert hat – was dann?

«The Chedi», das Luxushotel des ägyptischen Investors **Samih Sawiris**, öffnete am Samichlaus-Tag seine Tore zum Grand Opening für geladene Gäste (der Hotelbetrieb startet am 20. Dezember). Die Gäste staunten über die gelungene Architektur des Belgiers **Jean-Michel Gathy** (Riesenbau, und doch Châlet-Gefühl), und Gesprächsstoff gab es genug. Wird es gelingen, Andermatt, das Schweizer Männer vom Militär kennen – nicht als sonniges Ferienparadies, sondern als bissig kalte Eisstube, zu einem zweiten Zermatt oder St. Moritz zu machen?

Zwischen flirrenden Drinks, bunt und flambiert, war man natürlich optimistisch. Vor allem schlug dem Gastgeber Dankbarkeit entgegen für seinen Wagemut und seinen Durchhaltewillen, der allein es ermöglichte, dass dieses mit Skepsis betrachtete Mega-Projekt zustande kam. 1,8 Milliarden Franken wird Sawiris in die gesamte Urbanisation investieren, mit weiteren Vier- und Fünfsternehotels, Apartments, einem Golfplatz, einer Schwimmhalle und – ganz wichtig – neuen Skilifanlagens, die Andermatt mit Sedrun verbinden.

Die Hoteleröffnung war ein historischer Augenblick. Sawiris, der Messias von Andermatt, stand strahlend da – ohne Krawatte, was den Schweizer Männern gleich auffiel. **Josef**

Dittli, Landammann des Kanton Uri, dankte, acht Jahre nach Planungsbeginn und vielen Widerständen, gerührt. Ohne den *Stieregrind* von Sawiris wäre alles nicht möglich gewesen, und so schenkte **Urs Traxel**, als Chef der Kantonalbank Uri kein unwichtiger Mann in dieser Erfolgsgeschichte, dem Investor vom Nil einen Uristier aus Eisen. Generaldirektor des «Chedi» ist **Alain Bachmann**, vorher Hoteldirektor im «Ritz Carlton» in Moskau.

Das «Chedi» ist ein neuer Input für den helvetischen Tourismus, wie TV-Mann **Kurt**



Hotel-Generaldirektor Bachmann.

Aeschbacher klar sagte: «Da können einige Palace-Hotels mit ihren verstaubten Sofas einpacken.» Sein Ex **Andrin Schweizer** hat ein Apartment im «Chedi», das einem Belgier ge-

hört, eingerichtet. 140 Mitarbeiter des Hotels kümmerten sich um die Gäste, die Schlange vor den offenen Küchen waren manchmal lang, das Warten lohnte, denn das Essen (Lachs und Foie gras vom Feinsten) war Sterne-würdig. In einem gläsernen Turm wurde Käse gereicht, im japanischen Restaurant gab es Sushi und Tempura, bewundert wurde von den Gästen der generöse Spa, und entspannen liess sich in der Halle, wo unzählige Sitzcken und Sofas zum Chillen einladen.

Zur Eröffnung waren Hoteliers da, das Hotel, das neue Massstäbe in der Schweizer Hotellerie setzen soll, anzuschauen. **Jörg Arnold** vom Hotel «Storchen» in Zürich und **Michel Rey**, Verwaltungsratspräsident des Hotels «Metropol» in Moskau. **Manuela Weber** machte mit ihrem iPhone eifrig Fotos für Cinnamon Circle, ihre Firma, welche die luxuriösesten Hotels weltweit repräsentiert. Man sah Immobilienunternehmer **André Ginesta**, Investoren, unter ihnen **Hans-Peter Bauer** (Acuro Immobilien AG), Verwaltungsratspräsident des «Chedi», er lädt demnächst zu seiner Geburtstagsparty ins neue Luxushotel. **Franz Steinegger**, der Ex-Nationalrat aus Flüelen und «Chedi»-Verwaltungsrat, war mit seiner Frau, Anwältin **Ruth Wipfli**, da. Man sah **Gabriele Bär-Richner**, die Frau von Bankier **Raymond J. Bär**, und natürlich Ski-Kanone **Bernhard Russi**, einen echten Eingeborenen. Sawiris war mit seiner Frau **Goya Gallagher Sawiris** da, die aus Ecuador stammt und eine



Fünfsternehotel «Chedi» (beleuchtet).

Firma hat, die sich um Ausbildung und Arbeitsplätze für unterprivilegierte Frauen kümmert, und mit den Töchtern **Tary** und **Taya**.

Auch preislich wird Andermatt mit dem «Chedi» in neue Dimensionen befördert. Zehn Tage über Weihnachten/Neujahr kosten im bewährten Andermatt «Schweizerhof» 920 Franken, im «Chedi» 22 000 Franken. Zu den neuen Preisen passen auch die neuen Shopping-Möglichkeiten. **Trudie Götz** ist mit einer Boutique schon präsent, im Hotel «Chedi», gleich beim Eingang neben der Reception. Und: Eine Tochter von Sawiris macht nächstes Jahr eine Stage als Verkäuferin bei **Trudie Götz** in Zürich.

Im Internet

www.schwanagerpost.com

Hohe Anforderungen

Die Konfirmationslehrerin Cindy Seiler, 31, und der Theologiestudent Reto Studer, 33, haben kürzlich geheiratet. Die Vorbereitungen zum grossen Tag boten einige Tücken.



«Auf Augenhöhe»: Ehepaar Seiler-Studer.

Reto: Wir sind beide auf verschlungenen Wegen im Theologiestudium gelandet und haben uns dort im ersten Semester kennengelernt. Besonders beeindruckt haben mich schon damals Cindys analytischer Verstand, ihr ehrliches Interesse am Gegenüber und ihre Direktheit. Cindy ist enorm feinfühlig und hat sehr gute Menschenkenntnis. Was mir auch gefällt: Wenn sie sich etwas in den Kopf gesetzt hat, macht sie sich umgehend daran, ihr Ziel zu erreichen.

Cindy: Diese Liebe ist mir «passiert», aus diesem Grund kann ich auch nicht sagen, dass ich auf Teufel komm raus diesen Menschen ausgewählt hätte. Ich glaube vielmehr, dass er mir geschenkt worden ist. Ich liebe meinen Mann für seine Ehrlichkeit, seine Loyalität, seinen Charme, Humor und – sein schlagfertiges Mundwerk. Im Idealfall ist der Lebensmensch ein ehrlicher und treuer Gefährte, der manchmal – zugunsten des anderen – seine eigenen Wünsche zurückstellt. Ein liebevoller Wegbegleiter soll fordern und fördern, entlasten, wenn es nötig ist, und einen auf Augenhöhe behandeln und respektieren.

Reto: Beide stellen wir sehr hohe Anforderungen an uns selbst. Und beide studieren wir Theologie, nachdem wir zuvor einige Jahre

lang in der Wirtschaft tätig waren. Meine Frau ist sicher etwas impulsiver und waghalsiger, während ich «diplomatischer» bin und die Dinge etwas gelassener betrachte. Gerade in dieser Hinsicht lernen wir einiges voneinander und ergänzen uns also ideal.

Cindy: Die Liebe zwischen meinen Grosseltern hat mich geprägt. Es war ein sehr liebevoller Umgang miteinander, jeder kannte seine Stärken und seine Rolle, und durch die vielen beruflichen Reisen meines Grossvaters gab es auch immer wieder Freiheiten für beide. Auch Reto und ich haben eigene Pläne und Vorstellungen, finden uns aber immer wieder. Ich staune darüber und bin dankbar dafür, dass da trotz unterschiedlicher Charaktere so viel Liebe ist, die uns immer wieder neu und stärker «zusammenkittet».

Reto: Bei den Vorbereitungen der Hochzeit sind wir bisweilen an unsere Grenzen gestossen: Zum Beispiel, als mein Anzug drei- oder viermal geändert werden musste, weil der Schneider ganz offensichtlich falsch Mass genommen hatte, und der Hochzeitstermin immer näher rückte – oder als uns von der Probe-Hochzeitstorte schlecht geworden war und wir daraufhin spontan entschieden, entgegen jeglicher Konvention eine gewöhnliche Rüebli-torte zur Hochzeitstorte aufzurüsten. Das Fest war ein Traum, und so vieles hat uns an diesem Tag glücklich gemacht: zum Beispiel, dass wir einen Hochzeitswalzer aufs Parkett legen konnten, oder als wir in die glücklichen Gesichter unserer Gäste blicken durften.

Cindy: Das Hochzeitsfest war ein Traum. Ein Jahr Vorbereitung steckte dahinter, wir haben vieles selber organisiert, und wer weiss, wie hoch unsere Ansprüche trotz eines relativ bescheidenen Budgets waren, kann erahnen, dass es nicht ganz einfach war, überall das Beste rauszuholen.

Reto: Unsere Ehe, unser Verheiratetsein ist für mich weniger etwas Neues als die Bestätigung dessen, was wir vorher schon hatten und wollten. Aber es ist natürlich immer noch etwas Besonderes, und es macht mich vor allem auch stolz, Cindy jetzt als «meine Frau» und nicht mehr «nur» als Freundin vorzustellen.

Limousinen: www.stretch.ch

Protokoll: Franziska K. Müller

Hallo, Doris

Von Andreas Thiel — Heute verzichtet Thiel darauf, Leuthards Amtsführung zu schelten.

Andreas: Hallo, Doris.

Doris: Nein, ich beantworte keine Fragen!

Andreas: Gut, dann darfst du heute Fragen stellen.

Doris: Echt? Na, dann erklär mir mal, wie man Satiriker wird.

Andreas: Naja, da es zum Satiriker noch kein Hochschulstudium gibt, kann man diesen Beruf nur auf anständige Weise erlangen. Es ist ja nicht einmal ein Beruf. Es handelt sich vielmehr um eine Berufung. Ich hörte irgendwann einfach auf, ein Blatt vor den Mund zu nehmen, und begann, den Leuten die Wahrheit zu sagen. Der Effekt war phänomenal: Die Leute lachten und gaben mir Geld.

Doris: Satiriker ist kein offizieller Beruf? Dann sollte man die Ausbildung zum Satiriker unbedingt als Lehrgang an einer Fachhochschule anbieten.

Andreas: Auf keinen Fall! Wenn man sieht, wie ungebildet unsere Akademiker sind, so ist zu befürchten, dass eine Akademisierung der Satire zu deren Verblödung führen würde.

Doris: Deine Biografie zeigt gewisse Tendenzen – du bist sowohl vom Gymnasium wie auch von der Schauspielschule geflogen. Selbst aus der Rekrutenschule wollte man dich werfen.

Andreas: Alle Schulen, die mich rausgeworfen haben, stellten mir ein schlechtes Zeugnis aus. Ich hingegen bin der Ansicht, es stellt diesen Schulen ein schlechtes Zeugnis aus.

Doris: Als was siehst du dich denn, als Hofnarren, Künstler, Mahner, Orakel, Dissidenten oder alles zusammen?

Andreas: Man muss den Posaunisten nicht gleich zum Propheten machen. Ein Satiriker ist ein Kieselstein in einer Dachrinne, der nachts bei Regen träumt, er sei ein Fels in der Brandung.

Doris: Was soll eigentlich die Irokesenfrisur? Sollte die dein Image ändern?

Andreas: Ja. Ich musste meinem Kanarienvogel mal zeigen, wer der Chef ist.

Doris: Und ist der Kanarienvogel beeindruckt?

Andreas: Nein, aber die Katze schaut mich seither mit viel mehr Interesse an.



Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Die Süsse des Lebens

Von Peter Rüedi



In einem schönen autobiografischen, nach seinem Neuenburger Wohnsitz «Vallon de l'Ermitage» benannten Text erinnert sich Friedrich Dürrenmatt, dieser grosse Wein-Enthusiast, an einen «Weinhändler in Bordeaux, der mehrere Schlösser besass, nur noch Château d'Yquem trank und Austern ass». Ein für den zu Flaschen ohne Restzucker verurteilten Diabetiker auch jenseits des Diätetischen groteskes Detail. Süsswein zu Austern ist zweifellos eine eher perverse Vorstellung.

Mir fiel die Episode ein, wie ich mal wieder über meine eigene Zurückhaltung gegenüber Sauternes nachdachte. Die ist mit meiner leichten, in jahrzehntelanger Beschäftigung mit Dürrenmatt sozusagen induktiv erworbenen leichten Glykämie nicht zu erklären. Im Fall der Ikone Yquem mag es ja ökonomische Gründe geben. Aber gleich die nächste Kategorie, Château Climens, erst recht Weine von Châteaux wie Rieussec, Suduiraut, Coutet, Haut-Peyraguey et cetera sind, gemessen am Vergnügen, das sie selbst in durchschnittlichen Jahren bereiten, ungemein günstig.

Die Explosion der Bordeaux-Preise hat die neben den deutschen Trockenbeerenauslesen grössten Süssweine der Welt kaum gestreift. Ihre Liebhaber sind eine kleine Gemeinde. Warum nur? Weil es diese Weine nicht in einer «Light»-Version gibt? Weil süss bei dem allgemeinen Trend zu schlanken Ernährungsgewohnheiten (jenseits des Fastfood-Segments, versteht sich) grundsätzlich out ist? Nehmen wir Château Doisy-Daëne, den Barsac von Denis Dubourdieu. In einer Übersicht über Highlights des Jahrgangs 2010 führt ihn die *Revue du vin de France* mit 18 von 20 Punkten an – und einem Preis zwischen 25 und 30 Euro! Zurückhaltend, sehr fein in den Aprikosen-, Zitronen-, Mandarinennoten, mächtig raumgreifend am Gaumen, den Sémillon-Sauvignon-Charakter und sein kalkiges Terroir nie verleugnend. Fabelhaft frisch (bei 142 Gramm Zucker!). Ich nehme mir fürs neue Jahr öfter mal einen Ausflug auf die süsse Seite des Lebens vor. In Wirklichkeit, in dieser Kolumne. Und ohne Austern.

Château Doisy-Daëne Barsac 2010. 14%. Vogel, Grandvaux. Fr. 46.50. www.vogel-vins.ch

X-mas Ladies' Night

Von Jürg Zbinden



1 — Multifunktionalität ist ein Schlüsselbegriff der modernen Zivilisation. Umso wohltuender ist der Kontrapunkt, den die neue Patek Philippe «Calatrava Ref. 7200» zu diesem Trend setzt, indem sie sich darauf beschränkt, unser kostbarstes Gut anzuzeigen: die Zeit. Hier zählt nur, mit welcher Genauigkeit, Gelassenheit und Schönheit dies geschieht. Die neue «Calatrava» für Damen steht damit in der Tradition der klassischen Zweizeigeruhren von Patek Philippe, die sich aufs Wesentliche beschränken. Alles andere würde man als störend empfinden. Zwei Zeiger, zwölf aufgesetzte Roségoldziffern und sechzig feine Minutenindexe zeigen die Zeit, und die Aufschrift «PATEK PHILIPPE GENEVE» liefert die Gewähr für die Präzision und Zuverlässigkeit. Preis auf Anfrage.

2 — «Tango» nennt sich die preiswerte Schmuckkollektion von Coralie Charriol, Art-Director der bekannten Genfer Uhrenmarke. Die Schmuckstücke erinnern an ineinander verschlungene Körper von leidenschaftlichen Tänzern, symbolisiert durch das zart geflochtene Kabel, das Markenzeichen Charriols. Die Kollektion umfasst Armbänder, Ringe, Ohringe und Halsketten. Feiner Silberdraht und



geflochtenes Edeldrahtkabel umschlingen sich spielerisch. Die Armbänder sind in drei Varianten erhältlich: Silberdraht und Edeldrahtkabel mit schwarzen Zirkonen, Silberdraht mit weissen Zirkonen und roségoldenem PVD-Kabel oder Silberdraht mit weissen Zirkonen und kontrastreichem schwarzem PVD-Kabel, und das zum jeweiligen Preis von Fr. 365.–. Ein ideales Weihnachtsgeschenk für die junge Liebe. Der Silberring kostet Fr. 225.–. www.charriol.com/StoreLocator.

3 — Alle Jahre wieder stellt Issey Miyake seine «Pleats Please»-Mode in einer neuen Spielart vor. Diesmal in Form eines ungewöhnlichen Collector-Flakons, dessen silberne Hülle auch die kleinste Facette mit raffinierter Asymmetrie und erlesener Eleganz zur Geltung bringt. Die Herznote verdankt sich der Pfingstrose, der Wicke und weissen Blüten, Vanilleblumen und pudrige Geraniennoten runden das Bouquet ab, bis Vanille-, Patschuli- und Zedernnoten den Duft vollenden. Die Verbindung zur Mode Miyakes wird durch ein Flakon-Täschchen aus weissem Plissee hergestellt, mit Kordeldurchzug als Verschluss. Die Weihnachtsedition «L'Elixir Eau de Parfum» zu 30 ml kostet um Fr. 90.–.

Wir sind 2013

52 Jahresgespräche



Ab
19. Dezember
am Kiosk!

Die grosse Doppelnummer zum Jahresende: Viele spannende Interviews mit Persönlichkeiten, die im vergangenen Jahr aufgefallen sind.

Probe-Abo: Telefon 043 444 57 01 oder www.weltwoche.ch/probeabo

DIE WELTWOCHEN
80 JAHRE QUALITÄT



CHRISTMAS **RACE**

MIT CHRISTA RIGOZZI



WIN!

HÖRE RADIO 105 UND GEWINNE DIESEN
IBIZA CUPRA R13, IM WERT VON CHF **33'000!**
ALLE INFOS AUF WWW.105.CH



POWERED BY **SEAT**



Auto

Ich, der Chauffeur

Das Jahr geht zu Ende mit der Fahrt in einem Massage-Fauteuil mit Kühlschrank und 455 Pferdestärken. *Von David Schnapp*

In gesellschaftlich höher gestellten Kreisen, zu denen man als Journalist in aller Regel nicht gehört, ist ein Mercedes S500 (Langversion) so etwas wie die Grundausstattung. Es könnte auch ein Bentley Flying Spur sein oder ein Rolls-Royce Ghost – wobei man damit schon wieder das Band des sozial gerade noch Akzeptierten verlässt.

Über die Mercedes-S-Klasse schreibt deren Hersteller: «Der Anspruch: das beste Automobil der Welt.» Wer relativ unbelastet in den S500 einsteigt, ist geneigt, sofort zuzustimmen, dass dieser Anspruch locker erfüllt wird. Materialisierung und Haptik des souverän-luxuriösen Innenraums sind auf einem sehr hohen Niveau. Ich passe den warmen, weichen Lederfauteuil meinen Bedürfnissen an, bis er sitzt wie ein guter Handschuh. Dann habe ich noch die Auswahl aus sechs Massageprogrammen und sehe eigentlich gar keinen Grund, irgendwo hinzufahren. Ich könnte mich jetzt zurücklehnen, fernsehen, Musik hören auf der feinen Burmester-Anlage, oder ich könnte ein Getränk aus dem Kühlschrank zwischen den Rücksitzen nehmen und einfach ein wenig in

die Welt hinausschauen. Aber ich bin ja der Chauffeur – Fahrer klingt in diesem Umfeld etwas zu schlicht – und will in die Welt hinausfahren.

Schrecken der Bodenwellen

Die neue S-Klasse – wir haben es in Wahrheit mit einer sehr gründlich überarbeiteten alten S-Klasse zu tun – ist mit Sicherheit eines der komfortabelsten Automobile, die es gibt. Die Liste der Helferlein, Assistenzsysteme und Gadgets, die man auf Wunsch – und gegen angemessene Bezahlung natürlich – einbauen lassen kann, ist so lang, dass man eigentlich auch ein Assistenzsystem brauchte, das einen durch den Dschungel des Machbaren lotst.

Das neue Fahrwerk etwa, das mit Stereokameras die Strasse abtastet und sich (bei guter Sicht und bis 130 km/h) rechtzeitig auf lange Bodenwellen einstellt: unglaublich. Der Duftspender im Handschuhfach, der dezent schlechte Luft «ionisiert»: wunderbar. Und als ich irgendwann auf einer Landstrasse in der Nacht unterwegs war, wurde mir im Display zur Kenntnis gebracht, dass vor mir ein Velofahrer durch die Nacht radelte. Der Velofahrer wurde im Display rot markiert, um sicherzugehen, dass der Mercedes und ich ihn nicht überrollen würden. Der S500 fährt selber, lenkt selber, und ich komme mir bisweilen etwas überflüssig vor. Aber noch nie war die Beschäftigung mit der eigenen Überflüssigkeit so komfortabel.

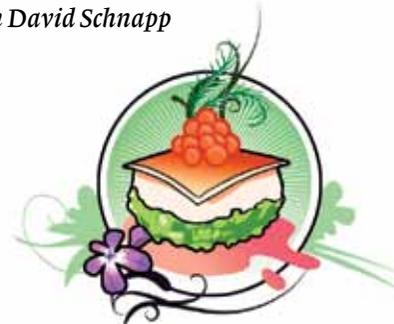
Mercedes S500 Lang

Leistung: 455 PS, Hubraum: 4663 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h
Preis: Fr. 145 000.–, Testwagen: Fr. 196 456.–

Zu Tisch

Rauch im Toggenburg

Von David Schnapp



Der geräucherte Lachs gehört mittlerweile zu den Festtagen wie Mailänderli und Weihnachtsbeleuchtung. Wie es dazu kommen konnte, spielt an dieser Stelle keine Rolle, hier geht es um einen geräucherten Lachs von aussergewöhnlicher Qualität aus einer aussergewöhnlichen Firma. Als ich kürzlich nach Ebersol-Mogelsberg im Toggenburg SG fuhr, musste ich mehrfach anhalten, weil ich mich a) leicht verfahren hatte und weil es b) so schön war da. Und auf einem dieser Hügel, wo ausser einigen Bauerngütern und einzelnen Häusern sonst nicht viel ist, räuchern sie Lachs.

Ende der siebziger Jahre gründete der Schauspieler und Regisseur Gerd Kübel auf 920 Meter über Meer die Balik-Lachsräucherei, die nun mit dem nicht ganz unbescheidenen, aber möglicherweise zutreffenden Untertitel «Surely the finest smoked salmon in the world» wirbt. Die kleine, feine Firma gehört heute zu Caviar House & Prunier, einem der wichtigsten Kaviarhändler der Welt. Ihr CEO Peter G. Rebeiz ist an Delikatessen ebenso interessiert wie an Musik, er ist beteiligt am Montreux Jazz Festival, und auf der Balik-Farm im Toggenburg hat er ein Tonstudio eingerichtet. Es ist nicht auszuschliessen, dass es dem Lachs guttut, nicht nur von Hand verarbeitet, sondern auch noch musikalisch unterhalten zu werden.

Der Lachs aber, der in Norwegen sorgfältig ausgewählt wird, erhält also eine ausgesucht bevorzugte Behandlung im Toggenburg. Quellwasser, gute Luft und Schweizer Handarbeit machen aus dem fetten Fisch nach russischem Geheimrezept zum Beispiel das Rückenfilet mit dem schönen Namen «Tsar Nikolaj».

In leuchtendem Orange liegt das Stück vor einem und ist weich wie zimmerwarme Butter. Der Geschmack des Edelfisches ist perfekt ausbalanciert zwischen dem Lachsgeschmack, feinen Salz- und Rauchnoten. Und weil es eine grosse Delikatesse ist, kostet sie ein kleines Vermögen, rund 40 Franken pro 100 Gramm. Das ist viel, aber gut investiertes Geld für ein besonderes Stück Fisch.

Balik-Farm-Weihnachtsmarkt: 20. und 21. Dezember, von 10–18 Uhr, 22. Dezember von 10–16.30 Uhr. Im Moos, 9122 Ebersol-Mogelsberg. www.balik.ch



«Entschuldigen Sie sich nicht»: Dirigent und *Knight Bachelor* Sir John, 70.

MvH trifft

John Eliot Gardiner

Von Mark van Huisseling — Was macht ein grosser Dirigent eigentlich genau? Und weshalb wird man in diesem Beruf so alt?

In Artikeln über Sie steht, Sie reagierten verärgert, wenn man Fragen stelle, die nicht geschickt seien beziehungsweise der Fragende nicht gebildet genug sei. Stimmt das? – «Ha, ha; möglicherweise, sicherlich bei oberflächlichen Fragen.» – «Ich bin nicht Musikkritiker, sondern Interviewer von Menschen aus allen Bereichen.» – «Aha, könnten Sie bitte den Wasserkocher abstellen? Das ist in Ordnung, entschuldigen Sie sich nicht.» (In dem Zimmer neben der Tonhalle, in dem wir uns befinden, gibt es einen Wasserkocher; eine Frau, die den Dirigenten betreut, hat ihn eingeschaltet, bevor sie rausging.) «Wie erklären Sie einem Kind, was Sie machen?» – «Manche Leute meinen, Musik sei statisch. Man gehe in ein Geschäft und nehme, sagen wir, eine Sinfonie Beethovens vom Gestell – und dann haben Sie's. Das stimmt aber nur zum Teil. Musik ist bloss eine Aneinanderreihung von Hieroglyphen, kleine Zeichen auf Papier, bis sie gespielt

wird. Das ist das Einzigartige: Musik verlangt das Verständnis, die Komplizenschaft, Empathie des Interpreteten. Das ist es, was man als Dirigent macht – man erschafft die Musik neu, ist beteiligt am kreativen Prozess.»

John Eliot Gardiner, 70 – Sir John, seit er von Königin Elisabeth II. zum *Knight Bachelor* geschlagen wurde –, «ist ein britischer Dirigent und Chorleiter» (Wikipedia). Er gilt als Perfektionist sowie Bewahrer, nicht als Revolutionär, stand in der *Neuen Zürcher Zeitung*. Wo auch stand: «Leichen pflastern seinen Weg» (kein Urteil eines NZZ-Journalisten, sondern von Branchenkennern; es ging um Auseinandersetzungen, als er Chef des NDR-Sinfonieorchesters Hamburg war, wenn ihm Unterstellte den Musikerberuf mit Beamtentum verwechselten). Ausserdem ist er Autor einer Biografie von Johann Sebastian Bach, in der, unter anderem, stand, Bach sei als junger Mann ein Rüpel und zu Gewalt bereit gewe-

sen. Das Gespräch fand statt, als Sir John im November in Zürich war, um ein Konzert der Reihe «Migros-Kulturprozent-Classics» zu leiten.

«Was wollen Sie als Dirigent wiedergeben: Musik, wie sie der Komponist wahrscheinlich hören wollte, oder Musik, wie Sie sie hören wollen?» – «Klug gefragt, und die Unterscheidung ist interessant. Die Antwort: ein wenig von beidem. Klar, man versucht, den Komponisten in Ehren zu halten, speziell wenn man sich, wie ich, interessiert für alte Instrumente und die historische informierte *Aufführungspraxis* [einer der wenigen Briten, die Antworten auch auf Deutsch geben könnten]. Zugleich, weil wir Geschöpfe unserer Zeit sind, zählt, was wir heute machen, nicht morgen, nicht was wir gestern machten. Darum macht man Musik lebendig.» – «Wären Sie bereit, ein Musikstück, das Sie nicht kennen, vom Blatt abzulesen und zu dirigieren, improvisiert?» – «Nein, ich dirigiere nur Musik, die ich studiert habe. Es wäre respektlos, sich vor ein Orchester zu stellen, wenn man das Stück nicht kennt. Respektlos gegenüber dem Publikum und, vor allem, dem Komponisten.» – «Keine Ausnahme?» – «Doch, einmal, vor 35 Jahren, als ein Dirigent krankheitshalber ausfiel und mich die Plattenfirma bat, nach Monte Carlo zu kommen und Massenets Orchesterwerke zu dirigieren... Ich möchte es nicht wiederholen, es hätte schrecklich rauskommen können.»

«Sie sind ausgebildeter Sänger...» – «Ich war es.» – «Hören Sie Talent und Ausbildung in der Popmusik von heute?» – «Oh, ja, gelegentlich. Ich denke dann: <Gott, was für eine Stimmqualität, bloss der Stil ist vielleicht ein bisschen *funny*...>» – «Bei wem zum Beispiel?» – «Ich würde lieber keine Namen nennen.» – «Kommen Sie.» – «Gut, ein Beispiel: Adele. Fantastisches Instrument, keine Frage.» – «Könnte sie es in der Klassik schaffen?» – «Ich weiss es nicht. Weil ich nicht weiss, wie musikalisch sie ist. Aber das Stimmmaterial ist von hoher Qualität.» – «Gibt es zeitgenössische Popmusik, die in hundert Jahren Klassik sein wird?» – «Teile der Popmusik werden überleben, andere wird man vergessen; Musik der Beatles hat bis jetzt irgendwie überlebt.» – «Man sagt, Verdi zum Beispiel sei ein Popmusiker seiner Zeit gewesen...» – «Er war ein populärer Musiker, kein Popmusiker. Wie kann man <La Traviata>, die zweieinhalb Stunden dauert, vergleichen mit einem dreiminütigen Popsong?» – «Müsste man nicht eine Arie mit einem Popsong vergleichen?» – «Trotzdem.»

«Dirigenten sind oft langlebig und arbeiten bis ins hohe Alter. Woran liegt's?» (Harnoncourt und Haitink, 84; Santi, 82; Abbado, 80.) «Dirigieren kann belebend sein; eine gute Übung fürs Herz-Kreislauf-System. Und gut fürs Gehirn.»

Sein liebstes Restaurant: «Gibt es das wundervolle Restaurant bei Lausanne noch? Ich fahre morgen nach Genf.» Restaurant «Benoit Violiers», Rue d'Yverdon 1, Crissier, Telefon 021 634 05 05.

1	2	3	4		5	6	7	8		9	10	11	12	13
14				15		16			17		18			
19														
20						21					22			
			23		24				25	26				
27		28							29			30		31
32					33	34		35				36	37	
				38				39			40			
41	42		43		44						45			
46				47				48						
49											50			
	51							52						

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Gottgefälliges Gebaren

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Durch Profi-Linse betrachtete Walliser Gemeinde. 5 Wird erst nach sachgerechter Mutation zu Salz. 9 Man bricht mit ihm für keinen eine Lanze, ganz im Gegenteil. 14 Sie und das weisse Kaninchen – märchenhaft. 16 Gehörte einst im Wilden Westen zu den Besten. 18 Für Madame ist sie eine Freundin. 19 Statt Lamento oder Dementi lieber sie zur Klärung. 20 Salopp eine Klappe, medizinisch so. 21 Wie gut doch die Schafe in Flussgebiete passen. 22 Unter Trajan eine Provinz, für Obama ein Kontinent. 23 Stachel-schwein-Verwandter mit langen Beinen. 25 Hatte der Samichlaus in der Roman-die dabei. 27 Tierischer Flieger, menschlicher Wassersportler. 29 Torelli, die auf der Zürcher Märchenbühne brillierte. 32 Für Brasilianer ein Kreuz, so einen Namen zu tragen. 33 Was ganz schön Gas erzeugt. 36 Elektrizitätswerk Uznach, weniger sperrig. 38 Total verkehrt, ein so knapper Befehl. 39 Mögliche Ursache dafür: Folsäuremangel. 41 Die andere kennen Spanier gut. 44 Höchstens ein Kaspar denkt bei Campbell nur an Suppe. 45 Statt Wasserfall Wesfall des afrikanischen Flusses. 46 Worüber Golfer wie Computerfreaks sprechen. 48 Schlaflos ist man im Film sicher dort. 49 Kein Beruf für seekranke Kriminelle. 50 Nichts anderes als genau dies. 51 Dem Salm ziemlich ähnlich. 52 Fast schon Synonym für militärisch.

Senkrecht — 1 Von Trier und der Antichrist. 2 Auserwählt oder einfach arrogant? 3 Hinter ihm versteckt sich gesuchter Schweizer Karikaturist (Cadsky). 4 Macht Lieder aus, die in den Ohren haften bleiben. 6 Gesandter mit Franziskus' Segen. 7 Er treibt es in Sachen Rhetorik teils gar auf die Spitze. 8 TV-Sender wie gemacht für italienische Kunst. 10 Das Hotel in Luzern – wie ein Palast. 11 Einzelgängerische Laufvögel auf dem fünften Kontinent. 12 So waren sie beim Rütli-schwur. 13 Typisch schweizerisch, die luftige Rettung. 15 Nicht tödlich, das Geschoss, macht höchstens atemlos. 17 So sind wir arbeitslos und gleichwohl sorglos. 24 In ihnen sind Stimmen bestimmend. 26 Auf eine Jesus-Verwandte verweisendes Palindrom. 27 Was ist gemäss Brecht «fruchtbar noch, aus dem das kroch»? 28 Er hält, was es im entscheidenden Fall zu halten gilt. 30 Kann man von Israelis und Arabern gleichsam sagen. 31 Rasen, rennen, sausen, schwirren – oder dann so. 34 Zur Auswahl stehen Spielbrett, Rechengerät, Platte. 35 Cheb Khaleds und Cheb Mamis Gemeinsamkeit. 37 Erlkönig: Und bist du nicht ..., so brauch ich Gewalt. 40 Etwa in der Mitte von links und rechts, und das in Lausanne. 42 Womit den Orten Liebhaber sicher sind. 43 Eine Voraussetzung für unwiderstehliche Verführer. 47 Zur Hälfte geschrumpfte Pamela.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 346

	C	H	A	N	E	L		M		H	O	M	E	R
A	D	U	L	A		O	B	E	R		T	E	L	E
F	U	N	G	I		H	E	T	E	R	O	G	E	N
R		D	E	F	I	N	I	T	I	O	N		G	
O	F	E	N		W		N	E	S	T		D	I	E
J			B	A	S	E		S	T	A	U	E	N	
T	O	S	K	A	N	A		S	E	E	L	E		G
	D	E	A	N		K	A	I	N		I	N	K	L
T	O	N	K	A	M	E	R	A		L	E	S	E	
A	R	I	A	N	E		E	M	M	E	N	T	A	L
U		O	D	E	S	S	A		R	A	S	E	N	
E	C	R	U		A		L	A	D	D		N	U	R

Waagrecht — 1 CHANEL (Parfum N°5) 7 HOMER 12 ADULA (-Gruppe) 13 OBER 16 TELE (griech. f. fern) 17 FUNGI (wissenschaftl. für Pilze) 18 HETEROGEN 20 DEFINITION 22 OFEN 24 NEST 25 DIE 27 BASE 29 STAUEN 31 TOSKANA 34 SEELE 35 DE(k)AN 36 KAIN 38 INKL (usive) 40 TONKAMERA 42 LESE 43 ARIANE 44 EMMENTAL (-er) 46 ODESSA 47 RASEN 48 ECRU (dt. auch ekrü) 49 LADD (L'addition, franz. f. die Rechnung) 50 NUR

Senkrecht — 1 CDU 2 HUNDE 3 ALGEN 4 NAIFF (franz. für naiv, blauäugig) 5 LOHN 6 METTE 8 OTON 9 MEG (Monoethylenglykol) 10 ELEGIE (antikes Klagegedicht) 11 REN 12 AFRO 14 BEINE 15 REISSEN 19 ROTTE (rdam) 21 IWAN 23 FJODOR (Dostojewski, schrieb *Der Idiot*) 25 DUENSTEN 26 ENG(e)L 27 BANANE 28 SAKE (jap. Reiswein) 30 ALIENS 32 SENIOR 33 KAKADU 34 SIAM 37 AREAL 39 KEANU (Reeves, spielte mit Vera Farmiga in "Henry & Julie") 40 TAU 41 MESA (span. f. Tisch) 42 LEAD (-Stimme, dazu engl. f. Blei) 45 MRD

Lösungswort — **MODEDESIGNER**

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



MEHR ALS NUR EIN SIGNET. EINE VERPFLICHTUNG.

DAS OFFIZIELLE ROLEX SIGNET IST AUSSCHLIESSLICH DEM ROLEX FACHHÄNDLER VORBEHALTEN. NUR ER BIETET EINE GROSSE AUSWAHL UNTERSCHIEDLICHSTER ROLEX ARMBANDUHREN UND BESITZT DIE EXPERTISE, UM DIE TECHNISCHE ZUVERLÄSSIGKEIT UND DEN GLANZ EINER ROLEX DAUERHAFT ZU ERHALTEN. JEDER NEUEN ARMBANDUHR VON ROLEX LIEGT EINE GARANTIEKARTE BEI, DIE ZUGANG ZUM NAMHAFTEN WELTWEITEN NETZWERK DER OFFIZIELLEN ROLEX FACHHÄNDLER GEWÄHRT.



OYSTER PERPETUAL GMT-MASTER II

BEYER

Zürich seit 1760 • Uhren & Juwelen
Bahnhofstrasse 31 • 8001 Zürich • Tel +41 (0)43 344 63 63
beyer-ch.com

